

Das Werk

Monatsblätter der Rheinische Union für sämtliche Angestellten und Mitarbeiter

I. Jahrg.

Düsseldorf · Juli 1921

Heft 4

Die Gelsenkirchener Bergwerks-Aktien-Gesellschaft.

(Schluß.)

Die „Adolf-Emil-Hütte“, deren Inbetriebsetzung, wie erwähnt, im Jahre 1913 erfolgte, trägt ihren Namen nach den Brüdern Adolf und Emil Rirdorf. Man kann nicht über die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. reden oder schreiben, ohne dieser beiden Männer zu gedenken, die den größten Teil ihres Lebens und ihre ganze geistige und körperliche Kraft bis zum heutigen Tage der Gesellschaft bzw. dem Gesamtunternehmen gewidmet haben. Als am 3. Januar 1873 die Gründung der Gesellschaft erfolgte, standen an ihrer Spitze der Geheime Kommerzienrat Adolf von Hansemann und der Gewerke Friedrich Grillo; beide gehörten, der erste als Vorsitzender, der andere als Stellvertreter dem Aufsichtsrat bis zu ihrem Tode an. Gleich nach der Gründung wurde als einer der beiden Leiter der jetzige Geheime Kommerzienrat Dr.-Ing. E. h. Emil Rirdorf in den Vorstand berufen, an dessen Spitze er heute noch steht — ein seltenes Glück, auf eine erfolgreiche Tätigkeit während 48 Jahren zurückblicken zu dürfen! — Sein Bruder, der jetzige Geheime Kommerzienrat Dr.-Ing. E. h. Adolf Rirdorf, der dem Aachener Hütten-Aktien-Verein seit 1875 vorstand, kann ebenfalls auf eine nahezu gleichlange Wirksamkeit bei dem Gesamtunternehmen zurückblicken. Man darf wohl mit Recht diesen beiden Männern das Hauptverdienst an der gewaltigen Entwicklung des Unternehmens zuschreiben, das sich aus einem reinen Zechenbetrieb mit einer Belegschaft von 1000 Mann (im Jahre 1873) zu einem gemischten Unternehmen entwickelt hat, das im letzten Friedensjahre 55 000 Arbeiter und Beamte beschäftigte.

Es mögen an dieser Stelle einige Zahlen Platz finden, die aus der Zeit vor dem Kriege stammen, damit sich der Leser ein Bild von dem damaligen Stand der Gesellschaft machen kann. Die späteren welterschütternden Ereignisse haben so mancherlei tiefeingreifende Verschiebungen hervorgerufen, daß mit diesen Zahlen die erste große Epoche der Entwicklung der Gesellschaft als abgeschlossen angesehen werden kann.

Es betrug auf sämtlichen Anlagen der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. im Jahre

	1912	1913
die Zahl der Arbeiter	49 670	53 059
„ „ „ Beamten	2 294	2 435
der gezahlte Arbeitslohn . Mk.	82 723 414	93 263 156
die Förderung an Kohlen . t	9 526 310	10 353 050
„ Herstellung an Koks ... t	2 239 446	2 430 268
„ „ „ Breketts. t	200 453	242 626
„ Förderung an Erzen .. t	3 587 680	3 986 644

	1912	1913
die Herstellung an Roheisen t	1 487 643	1 581 070
an Rohstahl	795 497	996 333
„ Walzzeugnissen	634 492	772 665
„ Gießereierzeugnissen	148 740	156 247
„ Thomasphosphatmehl	159 189	213 809
„ schwefelsaur. Ammoniak. t	30 827	34 559
„ Teer	79 160	85 347
„ ger. Benzole einschl. Toluol, Xylol und Solventnaphtha	8 012	9 304
„ Ringofensteinen Stück	32 712 310	35 884 000
„ Zement	58 568	55 937

Der Weltkrieg unterbrach die ruhige stetige Entwicklung des Unternehmens und zwang es, seine Wirtschaftsfähigkeit bis zum äußersten anzuspannen. Auch in seiner Arbeiter- und Beamtschaft hielt der Tod reiche Ernte; 150 Beamte und 2210 Arbeiter erlitten den Heldentod.

Die Arbeiterzahl betrug 1914 48 342, 1919 betrug sie etwa 51 000 und stieg im Jahre 1920 auf 53 000.

Der Kriegsausgang war für den Betrieb der Gesellschaft von schwersten Folgen, die anfänglich kaum überwindbar schienen. Vom riesigen gemischten Betrieb wurde er auf den fast ausschließlichen Zechenbetrieb zurückgeworfen.

Die ersten neun Monate des letzten Kriegsjahres (1918) gelang es noch, die vorhandene Lagermenge völlig abzugeben. Aber im Oktober setzte ein empfindlicher Rückschlag ein. Eine Grippe-Epidemie verursachte beträchtliche Förderausfälle. Streckensperrungen im Südwesten zwangen zu gewaltigen Lageraufhäufungen. Als dann im November noch die politischen Umwälzungen das deutsche Wirtschaftsleben lahmlegten und es schließlich zum völligen Zusammenbruch führten, nahmen die Verluste einen erschreckenden Umfang an.

Geradezu katastrophal erschien der Verlust der Erzbasis in Lothringen und Frankreich. Die lothringischen und französischen Gruben- und Hüttenanlagen kamen bereits in den ersten Tagen des Jahres 1919 unter französisches Sequester. Schließlich mußten im Jahre 1920 die Aachener und Luxemburger Werke verkauft werden.

In einer ähnlichen Lage befand sich die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-A.-G. in Differdingen; sie hatte infolge des Kriegsausganges ihre Kohlenbasis verloren.

So lag der Gedanke nahe, beide Unternehmen, zwar stark verstümmelt, aber doch noch in der Lage, sich gegenseitig zu ergänzen, zu vereinigen. Dies geschah in der

Rheinische-Union G. m. b. H., die sich später zur Siemens-Rheinische-Schuckert-Union G. m. b. H. erweiterte. Über diese Vorgänge, über die Gründe des Zusammenschlusses, über die Ziele, die sich der Konzern damit gesetzt, haben wir in den Heften I und III des „Werks“

eingehend berichtet. – Möge der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. in dieser Interessengemeinschaft eine weitere Entwicklung beschieden sein, die ihrer großen Vergangenheit würdig ist und zum Wiederaufbau des deutschen Wirtschaftslebens beiträgt. S-B.

Zur Hundertjahrfeier der Siegener Bergschule.

Am 6. April 1918 waren es 100 Jahre, daß in dem hübschen Kreisstädtchen Siegen die Königliche Bergschule gegründet wurde. Des Krieges wegen hatte man die Feier dieses denkwürdigen Tages hinausgeschoben; sie hat jetzt am 25. und 26.

Juni in einer der ersten Zeit entsprechenden einfachen Weise stattgefunden. Der derzeitige Direktor der Schule, Bergrat v. Königslöw, ließ eine Einladung an alle früheren Schüler ergehen, sich zu dieser Erinnerungsfeier in Siegen einzufinden. Es war 1815, als nach unruhigen Kriegsjahren durch die Beschlüsse des Wiener Kongresses u. a. auch das mit Mineral-schätzen reich gesegnete Siegerland an Preußen fiel. Durch die Kriege war der ehemals blühende Bergbau und Hüttenbetrieb im Siegerland arg zurückgehalten worden. Das Bestreben der neuen preussischen Regierung, die Industrie des Siegerlandes wieder in Fluß zu bringen, führte auch zur Gründung der Bergschule, die wissenschaftlich vorgebildete brauchbare Grubenbeamte heranbilden sollte. Nach längeren Verhandlungen zwischen dem Bergamt in Siegen und dem Oberbergamt in Bonn wurde im Frühjahr 1818 die Bergschule mit zehn Schülern eröffnet. Die Schule hat im Verlauf der 100 Jahre ein recht wechselvolles Schicksal gehabt; bedeutende bergmännische Fachleute waren an ihr Direktor und Lehrer, wie Bergrat Lebrecht Schmidt von 1818 bis 1827, Oberberggrat Ludwig Häusler, der Oberberggrat und spätere Berghauptmann Krug v. Nidda, Oberberggrat Lorschbach und Bergrat Brodhoff; in den letzten 50 Jahren waren es Bergrat Hundt, Geh. Bergrat Gerlach, Oberberggrat Borchers und Bergrat Bornhardt, die den älteren Schülern noch in dankbarer Erinnerung sind. Seit 1905 bis heute ist Bergrat v. Königslöw Direktor und Lehrer an der Schule. Gelehrt wird neben den Fächern der Allgemeinbildung Bergbaukunde, Auf-

bereitungslehre, Technische Mechanik, Maschinenlehre, Elektrotechnik, Markscheidkunde, Geologie, Mineralogie, Grubenrechnungswesen, Gesetzeskunde usw. Als 1914 fast sämtliche Schüler zur Fahne einberufen wurden,

mußte der Unterricht eingestellt werden. Viele sind nicht wieder zurückgekehrt. Durch abgekürzte Lehrgänge hat man im Kriege dem großen Bedarf des angestrengt arbeitenden Siegerlandes an Grubenbeamten gerecht zu werden versucht. Erst im laufenden Jahre hat der Schulbetrieb wieder in normale Bahnen zurückkehren können, da auch für die Kriegsteilnehmer besondere Kurse eingerichtet wurden. Von kleinen Anfängen hat sich die Siegener Bergschule, die noch heute wie vor 100 Jahren in dem altherwürdigen Untern Schloß in Siegen ihr Heim hat, zu einer hervorragenden Bildungsanstalt entwickelt. Sie ist mit reichen Lehrmitteln und einer großen Mineraliensammlung ausgestattet und hat stets mit den Fortschritten der Wissenschaften und der Grubentechnik gleichen Schritt gehalten. Das Siegerland ist

stolz auf seine Bergschule. Hat sie doch die Berg- und Hüttenindustrie mit dem Rüstzeug wissenschaftlicher Betriebsführung mit versehen helfen und dazu beigetragen, sie auf der Höhe zu halten und den Wohlstand der urdeutschen Siegerländer zu fördern. Angesehene Grubenbeamte, Betriebsleiter, Obersteiger, Direktoren, Hüttenverwalter und andere in aller Welt haben ihre erste Ausbildung auf der Siegener Bergschule erhalten. Manchem begabten und strebsamen Bergmann hat sie die Bahn freigemacht zum Aufstieg in höhere Stellung. Gerade heute, wo die wissenschaftlich-technische Leistungsfähigkeit eine unserer besten Kraftquellen darstellt, ist die Wirksamkeit solcher Bildungsstätten besonders hoch anzuschlagen. Zur Hundertjahrfeier der Siegener Schule und ihrer Weiterentwicklung daher ein frohes Glück auf!

★
**Die Quelle, aus der allein
die Selbsterneuerung eines
gesunkenen Volkes hervor-
gehen kann, ist zu finden in
der Erziehung der Nation
zu einem neuen Leben.**
★

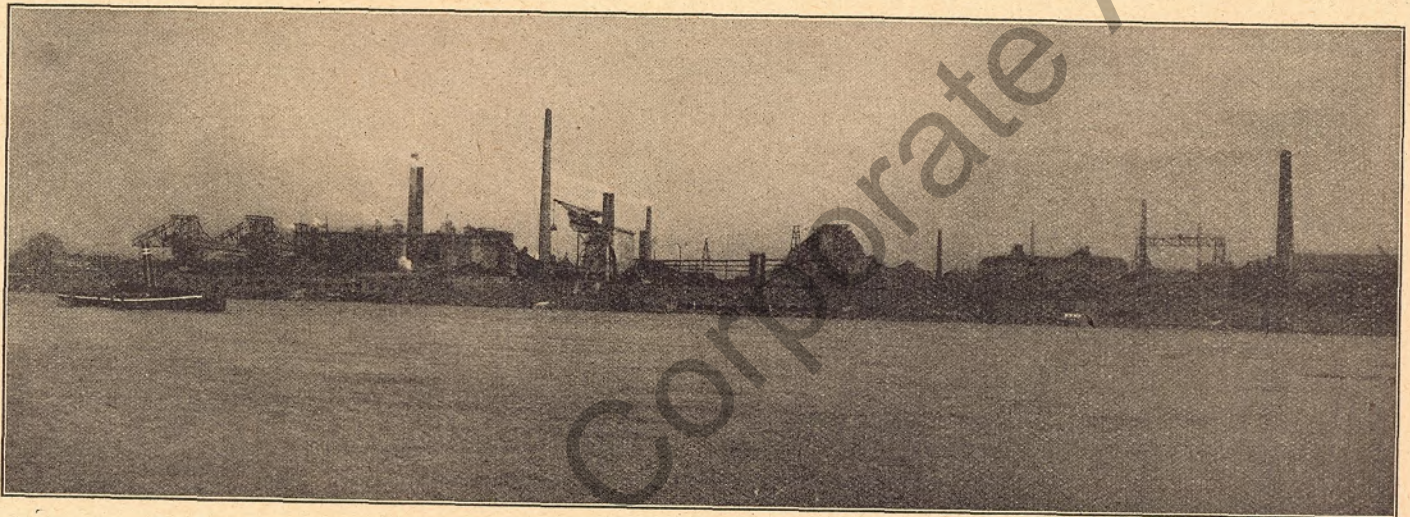
Fichte.

Aus der Geschichte der Eisenindustrie.

Wer jemals in einem historischen Museum einen Steinhammer, ein Bronzeschwert aus vorgeschichtlicher Zeit, dann das Rüstzeug des Mittelalters, Schwert, Lanze, Morgenstern, Schild und Eisenpanzer betrachtet hat, schließlich auf einer großen Eisenhütte unserer Zeit den Dampfhammer von 3000 Zentner Fallgewicht mit seinen die ganze Umgebung erschütternden Schlägen auf den gewaltigen Stahlblock niedersausen oder im Walzwerk Panzerplatten durch ungeheure Pressung entstehen, den Guß von 15 Meter langen Blöcken für Kanonenrohre und deren Ausbohrung sich vollziehen sah, der hat einen unauslöschlichen Eindruck erhalten von der gewaltigen Rolle, welche das Eisen in der Entwicklung des Menschengeschlechts gespielt hat.

es ist eine Legierung. Es gibt allerdings in der Klasse der Metalle ein Element mit dem Namen Eisen, dieses aber kann im Gewerbe nicht verwendet werden. Die Herstellung chemisch reinen Eisens ist viel zu kostspielig und das reine Metall ist sehr weich und äußerst schwer schmelzbar.

Unser Eisen gehört zu jener Klasse von Legierungen, die die Lösung von Nichtmetallen in Metallen umfassen. In den Eisenlegierungen muß außer einigen anderen Stoffen stets Kohlenstoff enthalten sein, dessen Einfluß für die Eigenschaft des Eisens so tiefgreifend ist, daß die durch ihn bedingten Unterschiede die Grundlage der Einteilung des Eisens in mehrere Sorten bildet. Manches Eisen ist so weich und zähe, daß es sich prägen und zu



Vulkan, Duisburg-Hochfeld

(Gelsenf. Bergw.-A.-G.)

Dieser Entwicklungsprozeß hat sich in außerordentlich langen Zeiträumen vollzogen, und es darf angenommen werden, daß ein kurzer Überblick über die Geschichte des Eisens und seiner technischen Verarbeitung für den Laien, der meist nur dunkle Vorstellungen darüber besitzt, von Interesse ist.

Mag man auch die sog. „Steinzeit“ und die „Bronzezeit“ als eine wissenschaftliche Konstruktion, als eine archäologische Hypothese ansehen, weil weder ein Zeitpunkt ihres Anfanges, noch ein solcher ihres Endes festgesetzt, noch eine Beschränkung auf ein Volk oder einen Erdteil festgelegt werden kann, so kann andererseits zweifellos nicht von der Hand gewiesen werden, daß es sicherlich einmal einen Zeitpunkt gegeben haben muß, vor dem das Eisen als Kulturfaktor der Menschheit nicht existierte, eine Zeit, in der der Urmensch auf einer so außerordentlich niedrigen Kulturstufe stand, daß er das Rohmaterial, welches ihm die Natur bot, in der Form für seine Zwecke verwendete, wie sie es ihm bot. Da mag er das Eisen so vom Boden aufgenommen haben, wie es da lag, Meteoreisen oder terrestrisches Eisen, und in seiner Erscheinungsform verwendet haben, wenn sie ihm gerade brauchbar erschien.

Das Eisen im heutigen Sinne ist kein Naturprodukt, nicht einmal ein Metall, wie doch die meisten, selbst die gebildeten Menschen ohne weiteres annehmen, sondern

Draht ziehen läßt, anderes so hart, daß es zu Werkzeugen für die Bearbeitung anderer sehr harter Stoffe dienen kann. Die eine Sorte läßt sich schmieden, die andere nicht, manches Eisen hat eine hohe, anderes eine verhältnismäßig niedrige Schmelztemperatur u. s. w. Alle diese Unterschiede beruhen auf der Art und der Menge des vorhandenen Kohlenstoffes. Die Begriffe „Stahl“ und „Eisen“ sind keine durchaus feststehenden; die Wahl der Bezeichnung Stahl oder Eisen ist mehr oder weniger dem Willen des Erzeugers anheimgegeben. Im allgemeinen gilt, daß Stahl durch plötzliche Abkühlung, Eintauchen in Wasser, an Härte zunimmt, während Eisen bzw. Schmiedeeisen sich nicht härten läßt. Diese Eigenschaft rührt von dem Kohlenstoffgehalt her, von welchem Element das Schmiedeeisen nur ganz geringe Mengen enthält.

In der Natur kommt das Eisen, wie schon erwähnt, auch in gediegenem Zustande vor, und zwar als terrestrisches Eisen, das aus dem Innern der Erde stammt, und als Meteoreisen, das aus dem Weltraum her rührt. So viel ist festgestellt, daß die Menschen schon vor sehr langen Zeiten mit dem gediegenen Eisen, wahrscheinlich zuerst mit dem vom Himmel gefallenen Meteoreisen, vertraut waren und es verarbeitet haben. Wann und wo aber das Eisen zuerst aus seinen Erzen dargestellt wurde, das vermag niemand zu sagen. Dieser

Vorgang liegt in vorhistorischer Zeit. Daß aber die prähistorischen Menschen den gewaltigen Wert des Eisens und die wunderbare Kraft seiner Eigenschaften, seine Bedeutung für die Entwicklung des Menschengeschlechts erkannt oder wenigstens geahnt haben, geht aus Sagen und Liedern hervor, in denen die meisten Völker die Erfindung des Eisens einem Gotte, einem gottähnlichen Wesen, einem Helden zuschrieben. Die Ägypter glaubten sie Osiris, die Griechen dem Prometheus, die Germanen dem Odin zu verdanken; die Bibel nennt Tubal Kain zuerst als einen Meister in Erz- und Eisenarbeit.

Da alles technisch verwertbare Eisen aus Eisenverbindungen, den Eisenerzen, hergestellt wird, so muß der Eisenerzeugung notwendigerweise die Gewinnung dieser Erze vorangehen. Der Eisenerzbergbau hat sich naturgemäß aus kleinen Anfängen entwickelt und anfangs wohl darauf beschränkt, die Erze dort zu sammeln, wo sie zutage lagen und keine besonders schwierige Abbauarbeit verlangten.

Soweit sich die Eisendarstellung historisch nachweisen läßt, geschah sie im Altertum durch Schmelzen der reinen Eisenerze in Gruben oder in kleinen aus Lehm oder Stein erbauten Öfen. Die in ihnen erzeugten unreinen Eisenklumpen wurden herausgehoben, zur Reinigung ausgeschmiedet und weiter verarbeitet. Anfangs kannten die alten Hüttenleute keine Gebläse, sondern benutzten zum Ansafen des Feuers den natürlichen Luftzug, später bediente man sich zu diesem Zwecke einfacher Handfächer oder Blasebälge. Bei fortschreitender Erfahrung und Vergrößerung des technischen Könnens kam die Wasserkraft zum Betriebe des Gebläses in Anwendung.

Zum Schmelzen des Eisens bediente man sich im späteren Mittelalter und zu Beginn der neueren Zeit der „Stück-“ oder „Wolföfen“, wie man diese primitiven Anlagen in Deutschland nannte, und der Holzkohlen, die mit dem Erz nach und nach eingeschmolzen wurden, bis sich ein mehr oder minder fester Eisenklumpen von etwa 200 bis 300 Kilogramm Gewicht, der „Wolf“, gebildet hatte. Dieser wurde dann nach Abstellung des „Windes“, der Luftzufuhr, herausgenommen. Es konnten täglich bis zu drei solcher Stücke hergestellt werden. Außer den Schachtöfen, von denen noch einige alte Exemplare aus dem 16. Jahrhundert erhalten sind, verwendete man auch niedrige grubenartige Öfen, sog. „Feuer“ oder „Rennfeuer“, die ein bequemerer Arbeiten gestatteten und im Harz bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts, in Mittelschlesien und im Königreich Sachsen bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts in Gebrauch geblieben waren. In Kärnten wurden die letzten Stücköfen erst 1847 zum Stillstand gebracht, in den Vereinigten Staaten gab es 1882 noch 68 Rennfeuer, allerdings in verbesserter Form.

Aus diesen alten Anlagen entwickelten sich die modernen Hochöfen, nachdem der Eisenverbrauch durch sein ständiges Wachsen eine erhöhte Eisenproduktion erforderte und statt der reinen, leicht flüssigen Erze auch schwerer verhüttbare Materialien verarbeitet werden mußten. Nachdem man einmal gelernt hatte, durch bessere Gebläse bedeutendere Windmengen zu erzeugen, wurde die Höhe der anfangs niedrigen Holzkohlenhochöfen gesteigert, erst auf 3 bis 4, dann auf 5 bis 6 Meter, bis man heute solche von mehr als 30 Meter Höhe und rund 600 Tonnen gleich 12 000 Zentnern Roheisen Tagesleistung in Gebrauch genommen hat.

Der Holzkohlenhochofen lieferte unter Anwendung der besseren Windgebläse und infolge einer viel günstigeren Wärmeausnutzung statt des bisherigen Endproduktes

der Stücköfen und Rennfeuerherde, eines teigigen Eisenklumpens, ein flüssiges Endprodukt, das geschmolzene Roheisen, das zur Herstellung der verschiedensten Gußwaren verwendet wurde. Durch mehrfaches Umschmelzen der bei dem Gießen des Eisens entstehenden Abfälle erhielt man schließlich statt des spröden, leicht schmelzbaren Gußeisens ein schmiedbares, sehr zähes und dehnbares Material, das Schmiedeeisen.

Eine große und durchgreifende fortschrittliche Umwälzung auf dem Gebiete der Eisenerzeugung trat jedoch erst ein, als man durch das Schwinden der Holzbestände und die dadurch bedingte Schwierigkeit der Beschaffung von Holzkohlen gezwungen war, an ihrer Stelle die Steinkohle bzw. den Koks als Brennmaterial zu verwenden. Damit wurde die Massenerzeugung ermöglicht, die erste Stufe der Entwicklung zur Großindustrie erreicht. Die etwa gleichzeitige Erfindung der Dampfmaschine und ihre Einführung als Kraftquelle in die Industrie begünstigte diese Entwicklung in hohem Maße. Von nun an war die Eisenindustrie hinsichtlich ihrer Kraftquellen nicht mehr wie bisher an bestimmte Örtlichkeiten gebunden, wo gerade sie die notwendige Wasserkraft vorfand.

Im gewöhnlichen Frischfeuer war das Roheisen mit dem Brennmaterial, der Holzkohle, in unmittelbarer Berührung. Da dies bei der Anwendung von mineralischen Brennstoffen nicht angängig war, weil diese das Material verunreinigten und verschlechterten, so war man, wollte und mußte man Stein- oder Braunkohlen anwenden, gezwungen, Öfen zu bauen, in denen das flüssige Eisen nicht unmittelbar mit dem Brennstoff, sondern nur mit dessen Flamme in Berührung kam. Dieser Grundbedingung trug die Erfindung eines Engländers namens Henry Cort Rechnung, der im Jahre 1784 das „Flammofenfrischen“ erfand. Der Frischprozeß besteht darin, daß man auf das geschmolzene Roheisen Luft blasen läßt und es so entkohlte. Durch fortwährendes Umrühren der flüssigen Masse wird die Kohle zur Verbrennung gebracht. Man nennt dieses Verfahren, das natürlich heute in rationellerer und praktischerer Weise ausgeführt wird, „Puddeln“, und den dazugehörigen Ofen „Puddelofen“ nach dem englischen Zeitwort „to puddle“ = umrühren.

Im Jahre 1855 kam Henry Bessemer dazu, die Luft nicht auf das geschmolzene Eisen zu führen, sondern es durch die flüssige Masse des Roheisens hindurchzublasen. Der Bessemerprozeß geht in der sog. Bessemerbirne vor sich. Diese, eine gewaltige, mit feuerfesten Steinen ausgefütterte eiserne Tonne, wird mit dem aus dem Hochofen kommenden Roheisen gefüllt, dessen Temperatur innerhalb der Birne auf weit über 1600 Grad Celsius erhöht wird. Furchtbare Geräusche begleiten diesen Prozeß, eine gewaltige Gasflamme steigt empor, donnerndes Getöse wird hörbar, dann wird die Birne langsam gedreht, und unter unheimlich-schönem Funkensprühen schießt das weißglühende flüssige Eisen in einen bereitstehenden Tiegel. Das Bessemerverfahren benötigt phosphorreine Erze, da in der mit saurem Steinmaterial ausgefütterten Birne eine Entfernung des Phosphors sich nicht erreichen läßt. Diesem Mißstand haben Sidney G. Thomas und Percy C. Gilchrist abgeholfen, indem sie das sog. basische Futter, das in der Hauptsache Dolomit ist, ein Gemenge von Kalk und Magnesia, einführten. Da die meisten deutschen Eisenerze bedeutende Mengen Phosphor enthalten, ist für uns das Thomasverfahren von hervorragender Wichtigkeit. In den drei führenden

Ländern der Eisenindustrie, den Vereinigten Staaten, Deutschland und Großbritannien, wurden vor dem Kriege jährlich rund 20 Millionen Tons Bessmerstahl erzeugt.

Neben dem Bessmer- und Thomasprozeß hat das sogenannte Siemens-Martin-Verfahren an der Massenerzeugung von Eisen und Stahl den Hauptanteil; es beruht darauf, daß durch Zusammenschmelzen von Roh-

eisen und Schmiedeeisen Stahl erzeugt wird. Dies geschieht in dem Martinofen, von denen die neuesten 100 Tons und darüber fassen. In den letzten Jahren hat man auch begonnen, die Eisenproduktion unter Anwendung von Elektrizität zu steigern, sowohl hinsichtlich der Menge wie der Qualität, und hat mit elektrischen Stahlschmelzöfen sehr beachtenswerte Erfolge erzielt.

E.-B.

Zur Ansiedlungsfrage.

Von Oekonomierat Fr. Lembke, Berlin.

Die Frage der Ansiedlung hat ein doppeltes Gesicht: einmal handelt es sich um Vermehrung der ländlichen, insbesondere auch der landwirtschaftlichen Bevölkerung, sodann aber auch um ein Auseinanderziehen der dichten städtischen Siedlung. Im ersten Falle bildet die Vermehrung der landwirtschaftlichen Betriebe, die Beteiligung eines größeren Teiles der Gesamtbevölkerung an der landwirtschaftlichen Erzeugung den Kern der Frage, während im zweiten Falle zwar auch eine nicht unbeträchtliche Selbstversorgung der städtischen Bevölkerung stark mitpricht, doch allgemeine Wohnungs-, Gesundheits- und Beschäftigungsfragen im Mittelpunkt stehen. Das tritt dadurch schon besonders stark zutage, daß diejenigen, die sich im Bann der Stadt ansiedeln, fast ohne Ausnahme ihren bisherigen Beruf beibehalten und nicht in der Betätigung als Siedler ihren Hauptberuf sehen, während der ländliche Siedler in der Regel aus der von ihm bewirtschafteten Scholle seinen gesamten Lebensunterhalt ziehen will.

Diese Überlegungen rechtfertigen es, daß bei den nachfolgenden Betrachtungen die städtischen Siedlungen im Vorwege kurz abgetan werden. Dabei können natürlich nur die Siedlungswohnungen, die mit Gartenland verbunden sind, berücksichtigt werden; alles andere ist mehr Wohnungs- als Siedlungsfrage.

Wer als städtischer Kleinsiedler seine 4 Ar Gartenland — kleinere Stellen halte ich für unpraktisch — neben seiner Berufsarbeit wirklich gut bewirtschaftet, daneben noch etwas Kleinvieh hält, darf sich in seiner arbeitsfreien Zeit nicht lange umsehen, muß Frau und Kinder nicht selten zur Mitarbeit heranziehen. Da ergeben sich sofort Folgerungen, die von der gegenwärtig als Regel bestehenden Auffassung von der Arbeit recht weit abführen. Man mag den erweiterten Pflichtenkreis der Frau durch Viehpflege, Instandhaltung des Gartens, Erntearbeiten im Garten, Einmachen der Erzeugnisse in verschiedenster Form einfach als in der Ordnung hinnehmen, kann aber nicht bestreiten, daß eine andere Frau, die sonst unter gleichen Verhältnissen lebt und wirtschaftet, aber Garten und Kleinviehhof nicht hat, wesentlich bequemer leben kann. Daher erklärt sich auch der Widerstand mancher Frau gegen eine derartige Ansiedlung. Man kann ferner die Beschäftigung der Kinder nicht als Arbeit ansehen, muß aber doch zugestehen, daß damit die strenge Grenze, die man zwischen Kind und Arbeit ziehen möchte, verwischt wird. Der Mann muß aber auf jeden Fall mit dem Gesetz von dem Achtstundentag brechen. Wenn er nicht etwa — was doch Ausnahme bleibt — Kurzarbeiter ist. Bei genauerer Betrachtung ergibt sich, daß die Arbeit kein so einheitlicher Begriff ist,

wie es zu sein scheint. Wer den ganzen Tag mit Schaufel und Spaten gearbeitet hat, wird die Gartenarbeit ganz anders ansehen, als einer, der seine Berufsarbeit in der Fabrik, im Verkehr, in einem Büro usw. hat. Je mehr die Gartenarbeit sich von der alltäglichen Berufsarbeit eines Menschen entfernt, desto mehr verliert sie das Gepräge einer eigentlichen Arbeit und nimmt mehr das einer Erholung an. Namentlich solchen, die den ganzen Tag vorwiegend sitzend beschäftigt sind, vor allem den Geistesarbeitern, ersetzt der Garten vollständig eine Erholungsreise, kräftigt sie sogar noch viel mehr als diese. Trotzdem bleibt auch diese Erholung Arbeit und ist ganz anderer Art als z. B. Erholung in Gesellschaften, im Konzert oder im Theater, bei Sport und Spiel. Wer sich als Städter ansiedeln will, muß sich daher darüber klar werden, ob er diese Mehrarbeit leisten will. Dabei sollte er nicht kleinlich sein. Wer sich schonen will und deswegen nur ein kleines Fleckchen Erde übernimmt, erlebt in der Regel große Enttäuschungen. Auch ein Zwerggarten verlangt eine Pflege und bindet den Menschen mehr, als man gemeinhin annimmt. Schont man sich zu sehr, ist auch der kleinste Garten bald verwahrlost und wird zu einer Last. Nimmt man es aber ernst mit einem solchen Zwerggarten, so genügt er bald nicht mehr, weil er das nicht bieten kann, was die Familie braucht. Also ohne ernste Arbeit geht es nicht ab. Was bringt sie denn ein?

Zunächst ein gesundes Wohnen und Leben. Wer wirklich den Weg aus der Enge der Mietkassernen einmal in eine freie Siedlung gefunden hat, fühlt sich dort selbst bei kleineren Wohnräumen weniger beengt, empfindet die reichliche frische Luft als wohltuend. Seine Wohnung ist vollständig sein Eigen, Rücksichten auf Mitbewohner und Belästigungen durch sie fallen fort. Wertvoller ist aber noch, daß die arbeitsfreie Zeit durch eine regelmäßige Beschäftigung zu einem guten Teile ausgefüllt ist, die durch das ständige Beobachten des Wachstums und Werdens einen starken Reiz ausübt und gegen den Spätabend ganz von selbst in ein erholendes Genießen übergeht. Den Ausschlag gibt aber, daß durch diese Arbeit der Bedarf an Gemüse und Obst zu einem erheblichen Teile gedeckt ist, daß je nach Viehhaltung auch Milch, Eier und Fleisch selbst gewonnen werden. Die regelmäßige Ernährung der Familie ist reichhaltiger und besser als ohne einen Garten. Die Teuerung läßt den Kleinsiedler zu einem guten Teile unberührt, und arbeitslose Zeit kann er leichter ertragen als ein anderer. Er steht im ganzen wirtschaftlich sicherer, aber er muß arbeiten.

Die Frage der Arbeit nimmt für einen ländlichen Siedler ein ganz anderes Gesicht an. In einer Arbeiter-

zeitung wurden kürzlich zwei Arbeiter einander gegenübergestellt. Der eine müht sich, aus Odland*) fruchtbaren Boden zu machen, arbeitet von früh bis spät, gönnt sich kaum einen Sonntag und kann doch kaum mehr als das Notwendigste erwerben. Der andere arbeitet in einem staatlichen Großbetriebe als Landarbeiter, hat seine geregelte Arbeitszeit und seinen guten Lohn. Er lebt behaglicher als der Siedler, ist nicht an die Scholle gebunden und kann im Laufe des Jahres noch eine Kleinigkeit erübrigen. Dieser Vergleich hintt sehr. Zunächst gehören Odlandsiedlungen zu Ausnahmen. Aber auch auf gutem Boden hat der Siedler wenig freie Stunden. Die Frage ist nur, was in 20 oder 30 Jahren sein wird. Dann ist vermutlich der Siedler ein behäbiger Kleinbauer in guten Lebensverhältnissen geworden, während der Landarbeiter geblieben ist, was er war. Wer siedeln will, darf nicht kurzfristig sein. Ein Herrenle-

ben gibt es in den ersten Jahren sicher nicht, wenn die Siedlung gedeihen soll und der Mann vorwärtskommen will. Klarheit ist unbedingt notwendig. Wer auf den acht- bis zehnstündigen Arbeitstag in der Landwirtschaft schwört, Abend für Abend vor der Tür sitzen möchte, um sein Pfeifchen zu rauchen und der Gemütlichkeit zu pflegen, wer Gasherd, elektrisches Licht, Wasserleitung und andere Errungenschaften der Neuzeit nicht entbehren will, regelmäßig Kino oder Theater haben möchte und vor allen Dingen seine Ungebundenheit hochhält, kann ein sehr brauchbarer Mensch sein, aber zum Siedler taugt er nicht. Auch der Siedler hat seine Freiheit; niemand ist sein Herr als nur die Wirtschaft, mit der er auf

*) Um des Beispiels willen soll hier der Ausdruck Odland stehen bleiben, obwohl Odlandkultur in der Regel nicht Sache des Kleinsiedlers ist, oder doch nur solcher, die außergewöhnlich unverbrossen und zäh sind; diese können es allerdings auch auf Odland zu sehr guten Existenzen bringen.

Was du tust, das tue recht!

Was die Aufmerksamkeit deines Vorgesetzten und anderer Leute auf dich lenkt, das ist folgendes: tue deine Arbeit ein wenig besser als die Leute um dich herum, mache sie ein wenig hübscher, ein wenig schneller, ein wenig genauer, ein wenig sorgfältiger als die andern; sei findig im Entdecken, wie man alte Dinge auf neue und bessere Art machen kann; sei ein wenig höflicher und zuvorkommender, ein wenig taktvoller, fröhlicher und hoffnungsfreudiger, ein wenig energischer und brauchbarer als die andern!

Gar manchen hat sein Vorgesetzter schon längst für eine höhere Stellung ansersehen, ehe er noch selber daran denkt. Es kann noch Monate dauern, noch ein Jahr meinetwegen, bis die Stelle aufgeht. Aber wenn es so weit ist, wer wird der nächste dazu sein? Der Mann, der den winzigen Unterschied zwischen „gut“ und „besser“ erfasst hat, zwischen „leidlich“ und „ausgezeichnet“, zwischen dem, was andere vielleicht schon gut nennen und dem, was er als sein Bestes leisten kann.

Eines der wichtigsten Vorzeichen des Erfolges ist die brennende Sehnsucht, seine Sachen wirklich fertig zu machen und im Kleinen ebenso genau zu sein wie im Großen. Der junge Mann, der vorwärts kommt, ist allemal der, der nicht damit zufrieden ist, wenn er etwas „leidlich“ gemacht hat und der nichts halbfertig aus der Hand gibt: nur was vollständig ist bis zur Vollkommenheit, genügt seinen Ansprüchen, die er an sich selber stellt. Solche Leute, die das unstillbare Verlangen in sich tragen, überall der Beste zu sein, das Beste zu leisten und das Beste zu haben, die halten die Fahne des Fortschritts in der Hand und werden Vorbilder und Ideale für andere.

Aus dem aufmunternden Büchlein „Was du tust, das tue recht“ von Dr. Friso Swett Marden (Übersetzung aus dem Englischen von Dr. Max Christlieb). Eine sehr empfehlenswerte Schrift für unsere deutsche Jugend; Preis Mk. 3.— zuzüglich 80 Pfg. Porto und Verpackung durch die „Industrieblatt-Buchversand-Abteilung, Stuttgart“.

Gedeih und Verderb verbunden ist. Er hat auch seine Freuden, wenn er sieht, wie sein Acker jährlich besser wird und höhere Erträge liefert, wie sein Viehstand sich hebt, wie am Hause und darin von Jahr zu Jahr Verbesserungen angebracht werden können, der Wohlstand sich hebt. Er tauscht die Freude am ersten Frühlingssonnenstrahl, an der schwellenden Knospe, der schneeweißen Blüte, dem wogenden Kornfeld, den unter der Sense sinkenden kornschweren Halmen, am Mairegen und Sommergewitter, an dem unendlich mannigfaltigen Jahreslaufes nicht entgegen Großstadtgenüssen. Er hat auch seine Bequemlichkeit. Wenn er aus dem Stalle selbstgewonnene Holzklöbchen holt, wo der Städter warten muß, bis seine Rohlenkarte daran ist, wenn er ohne Milchkarte Milch und Butter vom eigenen Vieh hat, aus seinem Keller ohne Geld Vorräte holt, während der Städter in den Läden laufen muß, um dort für teureres

Geld weniger einzukaufen, als er eigentlich haben möchte. Reiz hat das Siedlerleben schon. Aber es taugt nicht für jeden. Und es verlangt rastlose schwere Arbeit, für die der Lohn erst nach vielen Jahren voll eingeheimst werden kann. Der Siedler arbeitet für die Zukunft. Er hat es schwer, bitter schwer; aber seine Kinder werden es gut haben; — er selbst auch, wenn das Alter kommt.

Es ist notwendig, auf diese schwere Arbeit immer wieder hinzuweisen, weil eine zügel- und sinnlose Werberarbeit bei vielen die Vorstellung erweckt hat, daß Siedlerleben den Himmel auf Erden bedeutet. Wohl bleibt dem Siedler ein reiches Glück, aber er muß es im Schweiße seines Angesichts selbst schmieden.

Ob er dies Schmiedehandwerk versteht? Mancher scheint zu glauben, daß jeder Siedler werden könne. Das ist eigentlich verwunderlich, denn dieselben Leute haben noch nie ihre zerbrochene Taschenuhr zur Reparatur an den Schneider gegeben; ja, sie lassen sich nicht einmal eine

Waschkommode von einem Zimmermann oder Bau-tischler machen. Und nun soll der Feilenhauer plötzlich Kühe aufziehen, Schweine mästen, Wiesen pflegen, Äcker bestellen?! Wohl macht der Kleinbauer in der Regel keine Lehrzeit wie der Handwerker durch. Aber er hat als sechsjähriger Knabe doch schon mehr vom Pferde gewußt, als der 30jährige Feilenhauer; er ist langsam, zuerst spielend, dann mithelfend, dann arbeitend in die Landwirtschaft seines Vaters hineingewachsen, hat in fremden Wirtschaften gearbeitet, mit den Augen eines werdenden Bauern zahlreiche Wirtschaften beobachtet und dabei gelernt, was er braucht. Wenn man sehen will, wieviel in der Landwirtschaft gelernt werden muß, dann sehe man einmal, wie unsagbar unbeholfen auch ein tüchtiger Heidebauer im Anfang wirtschaftet, falls er in die Börde bei Magdeburg oder gar in die Obst- und Weinbaugesenden verschlagen wird; wie kümmerlich ein Pferdebauer Ochsen anschirrt und mit ihnen adert.

Nun ja — lernen will man ja auch; man will ein Viertel- oder Halbjahr daran wenden. Es mag sein, daß ein verständiger Mensch in dieser Zeit ein leidlicher Stuhl-schreiner wird, weil er ja täglich Stuhl auf Stuhl macht und es allmählich zu einer gewissen Fertigkeit bringt. In der Landwirtschaft kann er aber nicht ein Vierteljahr pflügen oder säen oder mähen. Alles hat da seine Zeit. Jedes Jahr hat nur eine Saatzeit und eine Erntezeit. Im Sommer erst sieht man, wie schlecht der Sämann den Samen verteilte. Erst wenn die Garben stehen, sieht man, wie jämmerlich gemäht wurde, und dann muß man bis zum nächsten Jahre warten, um es besser machen zu können. Zum Erlernen der Landwirtschaft reicht nur in Ausnahmefällen ein Jahr aus; wer es irgend kann, sollte länger lernen. Eine vorzügliche Gelegenheit bietet sich vielfach dadurch, daß es möglich ist, als Landarbeiter zu arbeiten. Der Landarbeiter findet heute allgemein gute Arbeits- und Lohnverhältnisse, lernt dabei die Landwirtschaft kennen und hat das Recht, nach einem Jahre von der Gemeinde Pachtland zu verlangen und so zu einem kleinen Eigenbetriebe zu kommen, von dem aus er sich weiter emporarbeiten kann. Ohne genügende Kenntnisse der Landwirtschaft sollte niemand eine Siedler-stelle — auch keine kleine — auf dem Lande erwerben. Dies sollten vor allen Dingen diejenigen bedenken, die aus Gesundheitsrücksichten der Stadt den Rücken kehren müssen. Nervenkrankheiten, Lungenschwäche, Tuberkulose usw. sind oft hinreichende Gründe, bessere Lebensbedingungen zu suchen, niemals aber, um ohne genügende Vorkenntnisse eine landwirtschaftliche Siedlerstelle zu erwerben.

Mit ganz besonderem Nachdruck sei noch darauf hingewiesen, daß für das Gedeihen einer Siedlung die Eignung der Frau von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Frau muß nicht nur verstehen, die mannigfachen Erzeugnisse der kleinen Wirtschaft zweckmäßig zu verwenden und für lange Zeit aufzubewahren, sondern muß auch im Garten, im Viehstall, ja nicht selten auch auf dem Felde in verständiger Weise Hand anlegen können. Alle Tüchtigkeit und aller Fleiß des Mannes sind vergeblich, wenn die Frau versagt. Deswegen prüfen die Siedlungsgesellschaften mit der gleichen Gründlichkeit die Eignung der Frau wie die des Mannes.

Die Eigenart des Siedlungswesens, bei dem es sich ja darum handelt, Land und Gebäude im Werte von vielen Zehntausenden einem einzelnen Menschen als Eigentum zu übertragen, bringt es mit sich, daß alle persönliche Eignung nicht ausreicht, wenn es am nötigen Gelde fehlt. Selbst Stellen von 15 bis 20 Morgen kosten heute mit Gebäuden schon 100 000 Mk. Das nötige lebende und tote Inventar muß ebenfalls beschafft werden und außerdem muß noch soviel Geld vorhanden sein, daß der Betrieb bis zur nächsten Ernte aufrechterhalten werden und die Familie leben kann. Unter 40 000 Mk. läßt sich selbst bei einer solch kleinen Stelle nicht auskommen. Steht dies Geld zur Verfügung, wird man noch immer 70 000 bis 75 000 Mk. Schulden übernehmen müssen. Das ist sehr viel. Im Augenblick mag es möglich sein, die für Zinsen und Tilgung erforderlichen 3000 Mk. im Jahre zu erübrigen. Wir hoffen aber doch alle auf Preisabbau. Und was wird werden, wenn dieser kommt, die Erzeugnisse aus der Landwirtschaft auf die Hälfte des gegenwärtigen Wertes zurückgehen, die Schuldenhöhe und damit die Zinsenlast aber unvermindert bleiben? Dann können schlimme Zeiten für die Siedler kommen. Deswegen sollte niemand ohne hinreichendes eigenes Kapital eine Siedlerstelle anfangen. Lieber eine kleine Stelle, als eine zu hoch belastete größere!

Es gibt also viel zu bedenken, und darauf muß mit ganz besonderem Nachdruck hingewiesen werden, da Unverständige zuviel und zu überschwänglich vom Glück des Siedlers geredet haben. Das Glück ist wohl in der Siedlung zu finden. Es fragt sich nur, ob der Siedler geeignet und gewillt ist, es unter Schweiß und Entbehrungen zu suchen. Wer für sich diese Frage nach reiflicher Prüfung bejahen kann und auch sonst über die nötigen Vorbedingungen verfügt, der greife zu! In der nächsten Zukunft wird kaum einer wirtschaftlich sicherer stehen als ein arbeitsfreudiger Siedler, der mit Besonnenheit und Vorsicht ans Werk gegangen ist und darin ausharrt.

(Reichs-Arbeitsbl. Nr. 17.)

Die Ruhr und ihre ehemalige Schifffahrt.

Der Fluß Ruhr ist in der Vorstellung der weitesten Kreise mit dem Begriffe Industrie unlöslich verknüpft. Ihr Name weckt die Erinnerung an Essen, an Mülheim und Ruhrort, an das Ruhrkohlengebiet. Und damit ist zugleich die Idee einer unfreundlichen Schwärze, einer von der Industrie ganz und gar okkupierten trostlosen Landschaft, eines dunstigen und ruhigen Himmels,

eines trüben, unfreundlichen Wasserlaufes verbunden. Es hat aber damit nicht ganz seine Richtigkeit. Denn wenn auch der Fluß gewiß in seinem Charakter von der gewaltigen rheinisch-westfälischen Industrie stark beeinflusst ist, so hat er doch ein gut Stück von dem bewahrt, was er von Hause aus ist. Er ist von gutem Herkommen; von den Bergen des Waldeckischen kommt er herab in



Hochöfen, Schalte

Gelsenf. Bergw.-A.-G.

viel gewundenem Laufe mit klarem frischem Wasser, und diese schönen Eigenschaften bewahrt er sich trotz seiner späteren Bedrängung durch Hütten und Bechen fast bis zu seiner Mündung in den Rhein bei Duisburg-Ruhrort.

Selbst dicht um Essen herum — das ja nur postalisch an der Ruhr liegt — neigen sich bewaldete Bergabhänge zu ihren Ufern herab, spiegelt manches altherwürdige Gebäude, mancher stolze Herrnsitz sich in ihrem klaren Auge. Werden und Kettwig, das eine mit einer alten Abteikirche, das andere mit malerischen Höhen, sind von großer landschaftlicher Schönheit.

Als Wassertransportweg hat die Ruhr heute für die rheinisch-westfälische Industrie ihre frühere große Bedeutung eingebüßt, seitdem die Eisenbahnen in einem verwirrenden Netz die wertvollen Industrieprodukte zu dem Hafen von Ruhrort-Duisburg schleppen; aber daß die Anlage dieses Hafens an ihrer Mündungsstelle in den Rhein entstand, ist kein Zufall, vielmehr ist die ehemalige Schifffahrt auf der Ruhr wohl zu einem guten Teil mit Veranlassung gewesen, daß gerade an dieser Stelle der größte Binnenhafen Deutschlands emporblühte. Heute trägt nicht die Ruhr mehr die Kohlen zum Ruhrorter Hafen, sondern die Eisenbahnen schleppen sie dorthin in so ungeheuren Mengen, daß der Hafen von Ruhrort-Duisburg an Sonnenverkehr dem Hamburger Hafen nur um ein geringes nachsteht. Und die ganze gewaltige

Sonnenlast fällt nun der Rheinschifffahrt zu, die in ungeheurem Maße ständig wächst.

Früher war das einmal anders. Zwar standen der Ruhrschifffahrt immer nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten entgegen, doch hatte sie sich dessenungeachtet im 18. Jahrhundert dank der weitsichtigen Fürsorge der brandenburgisch-preussischen Regierung zu einer nicht unbeträchtlichen Höhe entwickelt. Vielleicht wäre ihre Bedeutung als Abfuhrstraße für die Industrieprodukte schon eher erkannt worden und in Erscheinung getreten, wenn nicht die politischen Verhältnisse jener Zeit dem entgegengestanden hätten. Denn bis zum Ende des 18. Jahrhunderts floss die Ruhr allein auf den letzten 10 Meilen ihres Laufes durch die Gebiete von nicht weniger als fünf Souveränen. Die Herren der Grafschaft Mark, die Brandenburgischen Kurfürsten, nahmen mehrfach ein großes Interesse an der Schiffbarmachung des Flusses, der die für die Mühlenbetriebe angelegten Stauwerke und Fischwehre entgegenstanden, welche eine häufige Umladung der Frachten erforderlich machten. Während der Große Kurfürst mehrmals ohne Erfolg versucht hatte, „den Strom navigabel“ zu machen und Friedrich Wilhelm I. der Regulierung der Ruhr ebenfalls ein großes Interesse ohne praktisches Ergebnis entgegenbrachte, nahm sich endlich Friedrich der Große des Projektes energisch und erfolgreich an. Nach längerem Widerstand der kleinen

Uferstaaten konnte dann im Jahre 1772 - allerdings erst nachdem der König eine militärische Exekution angedroht hatte - das erste Schiff von der Ruhr zum Rhein fahren „durch allerhöchster Wassergefälle“.

Doch solange eine häufige Umladung der Frachten nötig war, konnte sich die Ruhrschiffahrt nicht ganz entfalten, und die Umladung konnte nur durch Schleusenbau vermieden werden. Nach langen Verhandlungen mit der sich sträubenden kurpfälzischen Regierung konnte Preußen 1774 die „allgemeine freie Ruhrschiffahrt“ für eröffnet erklären; doch erst 1780 waren alle notwendigen Schleusen fertiggestellt. Es waren im ganzen 16, davon lagen neun in der Mark, zwei in der Abtei Essen, drei in der Abtei Werden, eine im Herzogtum Berg und eine in der Herrschaft Broich. Sieben Schleusen waren aus Steinen gebaut, eine in den Felsen gehauen (Neufkirch bei Werden), die übrigen waren aus Holz. Im Juli 1780 konnte das erste märkische Kohlenschiff mit einer Ladung von 300 Zentner glücklich die Mülheimer Schleuse passieren. Über alle diese Verhältnisse, schwierigen Verhandlungen und schließlich Erfolge findet man in dem verdienstvollen Werke „Matthias Stinnes und sein Haus“ von Dr. Paul Neubauer eine außerordentlich eingehende und interessante Schilderung, die mit einem großen Zahlenmaterial belegt ist.

Zur Erhaltung und Erneuerung der Anlagen wurde eine Ruhrschiffahrtssasse gegründet, deren Einnahmen das Anwachsen und die Bedeutung der Ruhrschiffahrt illustrieren. Im ersten Etatsjahr 1781—82 beliefen sich die Einkünfte auf nur 319 Taler, 1805 betrug der Etat bereits 30 831 Taler, 1847 erreichten sie mit 187 574 Talern ihre höchste Höhe. Von diesem Jahre ab geht die Ruhrschiffahrt beträchtlich zurück, um schließlich ganz in einem raschen vollständigen Zusammenbruche zu ver-schwinden.

Das lebhafteste Treiben, das in der Blütezeit der Ruhrschiffahrt auf dem Flusse herrschte, wird in einem Buche, das ein Einwohner von Werden im Jahre 1808 veröffentlichte, in sehr interessanter Weise geschildert. „Jetzt fahren auf dem Ruhrstrom über 200 bis 300 Schiffe. Bey vollem Wasser können täglich 30 bis 40 Schiffe durch die Schleusen gelassen werden, wobei der Schleusenwärter immer Arbeit hat, um die Tore zu öffnen und zuzumachen. Im Sommer bey kleinem Wasser und im Winter bey anhaltendem Frost liegen die Schiffe still, weil alsdann das Wasser zu klein ist. Die Ruhr ist im Durchschnitt nur ein halbes Jahr fahrbar; dessen ungeachtet passieren durch die unteren Schleusen jährlich über 3000 Schiffe... Seit dem Jahre 1770 kann man annehmen, daß 5000 Millionen Pfund Kohlen heruntergefahren worden sind, welche, nach dem verschiedenen Preis zu verschiedenen Zeiten, an Wert bis Ruhrort 6 Millionen Rthlr. betragen haben mögen. Die großen Kohlenschiffe kosten 1000 Rthlr. und sämtliche Kohlenschiffe über 220 000 Rthlr. Sämtliche Schleusen haben über 200 000 Rthlr. zu bauen gekostet; sie bringen aber auch reichliche Zinsen. Jedes Schiff muß für jede Schleuse, die es passiert, ½ Kronenthaler bezahlen.“

Welch ein Leben hat damals auf der heute so stillen Ruhr geherrscht! Wie mögen die Schiffknechte und die Pferdeknechte mit ihren Rufen das stille Tal erfüllt haben. Zu jedem Schiffe, welches mit zwei Pferden

hinaufgezogen wurde, gehörten fünf Leute. Vor ein beladenes Güterschiff mußte oft eine ganze Reihe von Pferden vorgespannt werden. Nur ein schmaler Uferstreifen von 12 Fuß, der vielfach in den Fels hineingehauen war, diente als Leinpfad. Besonders gefährlich waren die Talsfahrten, wobei es großer Kraft und Geschicklichkeit bedurfte, um die Schiffe in der engen und oft scharf gekrümmten Fahrbahn an den vielen Mühlen-schlachten, jäh hervortretenden Felswänden und den zahlreichen zu Berg fahrenden Schiffen ohne Kollision vorbeizulenken. In den zwanziger Jahren rechnete man acht bis zehn Schiffbrüche im Jahr, gleich 5 v. H. aller Schiffe. 1823 zählte man nämlich auf der Ruhr 225 Schiffe, die 87 Schiffen gehörten. 1831 betrug die Zahl der Ruhrschiffe 230, 1838 aber 377. Zu den Ruhrschiffen, die den Fluß um 1840 belebten, gehörten mehr als 1500 Schiffer und Knechte, etwa 500 Pferde und 250 Treiber, 300 Austräger und sechs Lotsen. Die Dauer einer Fahrt von der oberen Ruhr nach dem Rhein hing viel von wechselnden Umständen ab, so daß sie sich nicht genau angeben läßt. Man rechnete gewöhnlich 6 bis 7 Tage dafür, oft aber nahm die Reise 11 Tage in Anspruch.

Der Grund für den plötzlichen Zusammenbruch der Ruhrschiffahrt im Jahre 1847 war die Eröffnung der Köln-Mindener Bahn und der Eisenbahn von Steele nach Vohwinkel. Die Ruhrzechen konnten mit den Eisenbahnzechen nicht mehr konkurrieren, der Anschluß an eine Eisenbahn war von da an für die Zechen eine Existenzbedingung geworden. Mit der rapiden Vergrößerung des Eisenbahnnetzes in den sechziger und siebziger Jahren hörte dann die Ruhr gänzlich auf, als Abfuhrweg für die Ruhrkohle zu dienen. Das eigentliche Herz des Kohlenbezirktes liegt jetzt zu weit von der Ruhr ab, es hat sich ganz und gar nach Norden verschoben, so daß der Fluß nur mehr durch den äußersten südlichen Teil hindurchfließt. Dieser Umstand wird darum auch gegen die in allerneuester Zeit wieder aufgenommenen Bestrebungen einer Kanalisation geltend gemacht, der außerdem die schwankenden Wasserverhältnisse und der durchschnittlich geringe Wasserstand hemmend im Wege stehen.

Das Leben und Treiben auf dem hellen Fluß, das Rufen vom Ufer zum Schiff, das Knallen der Peitschen sind verstummt. Die waldigen Bergabhänge neigen sich in tiefer Stille zu den Ufern hinab, die Höhen, die steilen Felswände spiegeln ihr klares Bild in den blanken Fluten wider. Die Ruhr, an deren Ufern die rheinisch-westfälische Industrie geboren wurde, ist heute nicht mehr ein industrieller Fluß wie ehemals. Dafür zaubern aber ihre landschaftlichen Schönheiten in diesem Reiche der Arbeit und des Dampfes ein köstliches Bild milder Schönheit hervor. Sie ist die Lunge des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers, über ihrem Tale wölbt sich ein hellerer Himmel, ihre Wälder grünen in frischen Farben, ihre Felsen stehen altersgrau und einsam. An schönen Sommertagen hallen die Wälder und Täler an ihrem Ufer wider von munterem Treiben; unzählige frohe Menschen aus den Industrieorten suchen sie auf und genießen ihre Schönheiten. Die Ruhr ist der Stolz der Bewohner des rheinisch-westfälischen Kohlengebietes, deren Herz sie mit unausslöschlicher Liebe zu diesem sonst so dunklen, ernsten Lande erfüllt.

E.B.

Die Volkswirtschaft am Niederrhein.

Von Dr. Josef Wilden.

(Nachdruck nur mit besonderer Erlaubnis.)

Die Herzkammer des deutschen Wirtschaftskörpers ist der rheinisch-westfälische Industriebezirk. Von hier kreisen die stärksten Gäfte „Kohle“ und „Eisen“ durch Deutschland und die Welt. Darum ist dies Land in aller Mund, und die Namen derer, die hier führen — Krupp, Rirdorf, Stinnes, Thyssen —, sind jeder Zunge geläufig. Ihr Reich, zwar nicht scharf abgegrenzt, dreht sich um eine Achse, die von Düsseldorf bis Hamm in Westfalen reicht. Das Schwergewicht ruht rechts des Rheines. Doch der Strom ist längst nicht mehr die Grenze der Kohlenzechen und Eisenhütten. Sie sind auf das linke Ufer vorgedrungen, in jenes stille Land, wo vor nicht langer Zeit noch die Bäume des Waldes im Winde rauschten, die Einsamkeit der Heide schwermütig dahin träumte, die Pflugschar des Ackerers tiefe Furchen riß, Sense und Sichel reichen Segen ernteten und die Rinderherden im Schatten der Windmühlen die weitausgedehnten Weiden und die Polder bevölkerten. In die stillen traulichen „Nester“ am Niederrhein ist frisches Leben gekommen. Aller Orten erheben sich heute Fabriken und Arbeiterhäuser, und tief unten ringen die Menschen der Erde ihre reichen Schätze ab. Ein gewaltiges wirtschaftliches Leben hat hier begonnen, das dem auf der rechten Seite des Rheines nicht mehr wesentlich nachsteht. Es ist nur allzu wenig bekannt. Zwar weiß man von der älteren Webstoffindustrie, von Aachener Tuch und von Crefelder Seide, aber von Kohle und Eisen am Niederrhein hatte nicht mancher schon vernommen. Erst die neuen Verhältnisse rücken auch den linksrheinischen Industriebezirk ins hellste Licht.

Seit jeher schon sendet das Ruhrkohlenbecken seine Strahlen von dem Mittelpunkt Essen an den Rhein; Duisburg mit den Ortsteilen Ruhrort, Beek und Meiderich, Hamborn und Dinslaken sind die Bechenniederlassungen unmittelbar am Ufer des Stromes. Schon lange gehen Flöße und Stollen unter dem Rheinbett her, das rechte Ufer mit dem linken verbindend. Heute erschließen zahlreiche Gruben links des Rheines ein selbstständiges Kohlenbecken riesigen Umfangs, dessen Gesamtgröße man auf mehr als 830 qkm schätzt. Hier fördert zwar schon seit vielen Jahren die Beche Rheinpreußen bei Homberg; aber sie war doch lange der einzige vorgeschobene Posten. Erst seit etwa 15 Jahren hat die Kohlenförderung auf der linken Rheinseite größere Fortschritte gemacht. Fast der ganze Kreis Moers, besonders die Bürgermeistereien Rheinberg, Xanten und Buderich, große Teile des Kreises Geldern bis zur Landesgrenze, ja selbst der Kreis Kleve gehören in das neue Kohlenreich. Man betrachtet es als eine Fortsetzung des Ruhrkohlenbeckens unter dem Rheine her; glaubt sogar an eine unmittelbare Verbindung mit dem Wurmgebiet bei Aachen. War anfänglich der Abbau wegen des starken Erbsandes äußerst schwierig, so sind doch in den letzten Jahren mehrere neue Schächte entstanden und die Förderung ist ganz erheblich gewachsen. Der Reichtum an Bodenschätzen ist unermesslich, denn nicht nur Kohle birgt die Erde, sondern auch Salz in einem Lager von etwa 87½ Millionen qm Umfang, das von Rheinberg bis Xanten und von Wesel bis Alpen reicht. An dem Abbau des Salzes sind hauptsächlich die Solwaywerke beteiligt, benannt nach dem Belgier Erneste Solway, dessen Verfahren zur Herstellung von Soda hier ange-

wendet wird. Die Anlagen der Gesellschaft liegen bei den Orten Borth und Wallach in der Bürgermeisterei Ossenberg. Neben deutschem haben belgisches und französisches Kapital die Unternehmungen befruchtet.

Wie im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, so ist auch im niederrheinischen mit dem Kohlenbergbau die Herstellung und Verarbeitung von Stahl und Eisen aufs engste verknüpft. Die Hochburgen dieses Wirtschaftszweiges am Niederrhein sind Duisburg mit Ruhrort und Meiderich, Dinslaken und Hamborn, wo besonders die Erzeugung des Eisens in den Hüttenwerken vor sich geht, sowie Düsseldorf mit seinen Nachbarstädten Benrath, Reisholz, Hilden, wo es zu Maschinen, Werkzeug aller Art, Röhren, Kesseln und Eisenkonstruktionen verarbeitet wird. Die Roheisenerzeugung erreicht hier etwa ein Viertel der gesamten Eisenerzeugung in Deutschland überhaupt, was eine Vorstellung gibt von dem Werte der Eisenverhüttung am Niederrhein. Kommt dazu die Eisen- und Stahlverarbeitung in den zahlreichen Werken, dann hat man das Bild einer gewaltigen Wirtschaft. Diese trägt zudem nicht nur, wie im rheinisch-westfälischen Bezirk, das Gepräge von Kohle und Eisen, sondern hat noch daneben zwei überaus starke Zweige: die Webstoff- und die chemische Industrie, beide am Niederrhein von überragender Geltung seit Jahrhunderten.

Schon während des ganzen Mittelalters stand in der Gegend von Erkelenz bis Geldern, dem sogenannten Flachlande, die Herstellung von Leinwand in hoher Blüte. Hier gedieh nämlich ein Flachs, aus dem sich eine vortreffliche Leinwand spinnen ließ, die, von holländischen Händlern in Harlem gebleicht und in den Handel gebracht, als holländisches Leinen ehemals vorteilhaft bekannt war. Doch ging schließlich mit der Handweberei überhaupt die Leinwandindustrie am Niederrhein zurück; immerhin zählte man im Jahre 1763 allein in Crefeld noch 30 Leinwandfabrikanten. Ersatz für den Verlust brachte die Seidenindustrie, hauptsächlich durch die Familie von der Leyen in Crefeld gegen Ende des 17. Jahrhunderts begründet und entwickelt. Sie wird vorwiegend mit der Maschine, dem mechanischen Webstuhl, betrieben. Doch ist daneben die Handweberei immer noch stark verbreitet. Ihre Betriebsform ist die Heimarbeit, die sich auf die vielen kleinen Landorte um Crefeld herum verteilt, in denen man fast in jedem Hause das Klappern des Webstuhles vernimmt.

Die rheinische Webstoffindustrie steht oben an in Deutschland und übertrifft an Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse alle anderen Bezirke; ihre Hauptpläze haben eine führende Stellung erlangt, so Crefeld für die Seiden-, Aachen für die Woll- und M.-Glabbach für die Baumwollindustrie. Die Zahl der Betriebe ist etwa 16 739, mit 226 657 Arbeitern und Angestellten, von denen 67 101 auf die Baumwoll-, 55 149 auf die Seiden- und 42 082 auf die Wollindustrie kommen.

Der Gesamtumschlag allein an Seide und Samt betrug im letzten Jahre vor dem Kriege 93 Millionen Mark. Aber nicht nur an Menge, sondern auch an Arten ihrer Erzeugnisse steht die Crefelder Industrie weitaus an der Spitze der gesamten Seidenindustrie. Sie umfaßt nämlich seidene und halbseidene Kleider- und Busenstoffe,

Futter- und Unterrockstoffe, Mantel-, Besatz-, Krawatten- und Schirmstoff, Kleidersamt, Puzsamt, Besatzsamt, Kragensamt und Plüsch. Die Seide hat zudem noch eine bedeutende Krawattenindustrie hervorgebracht, die hauptsächlich als Heimarbeit in den Städten Crefeld und Neuß ihren Sitz hat. Von Crefeld aus ist schließlich die Seiden- und Samtindustrie noch in die benachbarten Orte des linken Niederrheins übergesiedelt, namentlich nach Diersen, Süchteln, Dülken, Lobberich, Oedt, Ameln, Erkelenz, M.-Gladbach und Rheydt, so daß die ganze Gegend in weiter Runde unter dem Zeichen der Webstoffe steht.

Ist Crefeld die Stadt der Seide und des Samts, so herrscht in Aachen mit den benachbarten Städten Düren, Eupen, Stolberg und Montjoie die Tuchweberei, die Rammgarn, Cheviot, Buckskin, Rock- und Mantelstoff hervorbringt, und schließlich in M.-Gladbach und Rheydt wie in den Niederungen der Niers die Baumwollspinnerei. Deren Umfang tut die Zahl von 951 122 Spindeln und 18 425 Webstühlen kund, was etwa ein Zehntel der Spindeln und Webstühle in ganz Deutschland ist.

Neu hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte die chemische Industrie am Niederrhein ansässig gemacht. Sie erzeugt hauptsächlich Sprengstoff, Farbstoffe und künstlichen Dünger, sowie chemische, pharmazeutische und photographische Präparate. Ihre Niederlassungen sind vor allem Leuerhusen bei Mülheim a. Rhein, Köln, Düsseldorf, Duisburg, Solingen, Aachen, Düren, Euskirchen, Bonn und Crefeld. Nach der Gewerbezählung im Jahre 1907 hatte sie etwa 1187 Betriebe mit 27 952 Arbeitern und Angestellten, wobei man berücksichtigen muß, daß die Arbeitsweise in der Chemie nur einer verhältnismäßig geringen Zahl von Arbeitern bedarf.

Zu diesem Wirtschaftsgebiet gehört noch ein Teil des bergischen Landes mit der sogenannten Kleiseisenindustrie, die sich außer feinen Stahlwaren (Solinger Artikel) der Herstellung von Schuppen, Schaufeln, Spaten, Messern, Sähen, Waffen, Rillen, Sägen, Beitel, Hobelisen, Meißeln, Bohrern, Kaffeemühlen, Zirkeln, Zangen, Kluppen, Bohrer, Schlittschuhen, Ambossen, Hämmern und Schraubstöcken widmet und ihren Sitz hauptsächlich in Solingen und Umgegend hat.

Das Bild wäre unvollständig, wenn man nicht schließlich noch die Braunkohle hineinzeichnete, die in dem großen Becken des Kölner Bezirkes lagert und dort für die Brennstoffverwertung und die Erzeugung elektrischer Kraft gewonnen wird.

Der industriellen Wirtschaft entspricht der gewaltige Schiffsverkehr, der sich auf dem Rheine abspielt. Er sammelt sich in den zahlreichen Häfen am Niederrhein, in Duisburg-Ruhrort, Düsseldorf, Neuß, Crefeld, Ardingen und Köln. Von seinem

Umfange macht man sich eine Vorstellung, wenn man sich lediglich den Verkehr in den Rhein-Ruhrhäfen vergegenwärtigt, der im Jahre 1910 eine Tonnanzahl von 28 575 000 erreichte, wovon allein auf die Steinkohlen- und Koksabfuhr 15 674 886 Tonnen kommen.

Sind das die vorherrschenden Industriezweige, so sind zahlreiche andere mit ihnen aufs engste verschlungen: die Papier- und die Lederindustrie, die Industrie der Holz- und Schnitzstoffe, die Industrie der Nahrungs- und Genussmittel, sowie die Bekleidungsindustrie.

Die erzeugende Industrie und die großen Menschenmassen, die daran beteiligt sind, geben einem ausgedehnten Handelsgewerbe den Boden, sich zu entfalten. Ausfuhr und Einfuhr von Gütern und Waren, Rohstoffen von Lebensmitteln rufen den Kaufmann auf den Plan, Banken und Verkehrsunternehmen tun sich auf, die Gewerbetreibenden zu finanzieren, den Kredit- und Geldverkehr zu regeln sowie die Erzeugnisse hin-

auszutragen in alle Welt. Daneben besteht, namentlich in den Kreisen Neuß, Grevenbroich, Crefeld, Geldern, Moers, Kleve und Wesel noch die hochentwickelte Landwirtschaft, die zwar bei weitem nicht in der Lage ist, den riesigen Bedarf der zahllosen Menschen zu decken, aber doch als äußerst wertvoller Bestandteil der gesamten Wirtschaft zu gelten hat und die Gesamtwirtschaft um ein wichtiges Glied vermehrt.

Gibt es in deutschen Ländern ein Gleiches an Umfang, Vielgestaltigkeit und Ertrag der Wirtschaft auf solch engem Raum! Hier geht einem fürwahr ein Bild auf, das in leuchtenden Farben den Fleiß und die Tatkraft der Bevölkerung am Niederrhein verkündet und uns erzählt von der „Werkstatt des Westens“.



Abtich des Rupolofens

Der Rhein-Neckar-Donaufanal.

Von Reg.-Baum. Dr.-Ing. u. Dr. rer. pol. Karl Haller, Stuttgart.

Mitten in einer Zeit wirtschaftlicher Not und politischer Bedrängnis wird in Süddeutschland mit der Inangriffnahme eines für den Wiederaufbau unserer Volkswirtschaft sehr bedeutsamen Kulturwerkes begonnen: mit dem Bau der Neckar-Donaukraftwasserstraße. Wie der Name sagt, dient diese Wasserstraße nicht nur als frachtersparender und die Eisenbahn entlastender Verkehrsweg, sondern zugleich als Kraftquelle für die Gewinnung von 70 000 PS (Pferdestärken) elektrischer Energie, die den Süden mit billigem Licht- und Kraftstrom versorgen soll. Mancher Leser wird sich fragen, ob heute der geeignete Zeitpunkt ist, über zwei Milliarden Mark für den Bau einer Kraftwasserstraße aufzuwenden? Diese Frage ist zu bejahen, denn alles Wasser, das in unseren Flüssen ständig unausgenutzt zu Tal fließt, ist vergeudetes Volksvermögen! Die Erfüllung des Friedensvertrages legt uns aber größte Sparsamkeit auf; deshalb können wir uns auch den Luxus weiterhin nicht mehr gestatten, die so überaus wertvollen Kohlen in größtem Ausmaße vorwiegend für Heizzwecke zu benutzen, wobei im günstigsten Falle durchschnittlich 40 v. H. an Heizwert ausgenutzt werden können, die restlichen 60 v. H. aber nutzlos in Rauch und Ruß ausgehen. Heute, und voraussichtlich wohl noch mehr als ein Jahrzehnt, brauchen wir alle irgendwie entbehrlichen Kohlen als Tausch- und Zahlungsmittel für einzuführende Rohstoffe, Lebensmittel und Düngemittel, deshalb erfordern unsere Kohlenlager, die ohnehin erschöpfbar sind und nach einem bestimmten Zeitraum nicht mehr ohne größere Schwierigkeiten wirtschaftlich ausgebeutet werden können, größte Schonung, weil sie noch einen namhaften Teil unseres Nationalvermögens darstellen. Wir sind infolgedessen in Anbetracht unserer heutigen Wirtschaftslage genötigt, unsere teuren Wärme-kraftbetriebe auf billigere Wasserkraftbetriebe umzustellen, um dadurch zugleich den Kohlenverbrauch einzuschränken. Während heute die Erzeugung von 1 Kilowattstunde aus Kohlen oder anderen Brennstoffen 60 bis 80 Pfg., aus Dieselmotoren 1,5 bis 2,0 Mk. kostet, kann dieselbe Energiemenge aus Wasserkraftbetrieben durchschnittlich zu 25 bis 35 Pfg. erzeugt werden. Um die ganze Bevölkerung aber dauernd mit billigem Strom versorgen zu können, wird von der Neckar-Aktiengesellschaft alsbald ein Ausgleichsfonds angelegt, zu dessen Gunsten das Reich und Württemberg als Mitgründer der Neckar-Aktien-

gesellschaft 10 Jahre lang auf die den Aktieninhabern zustehenden 5 % Bauzinsen aus einem Aktienkapital von vorläufig 240 Millionen Mark verzichten. Dieser Fonds dient später, wenn vielleicht eine Kilowattstunde aus Wärmekraftbetrieben billiger als eine solche aus Wasserkraftbetrieben zu stehen kommen sollte, lediglich dazu, die Strompreise zu senken. Dieses Jahr werden, soweit dies nicht bereits geschehen ist, die in nachstehender Zusammenstellung angegebenen Stauufen ausgebaut, deren Kraftwerke nach fünf Jahren in Betrieb gestellt werden sollen und 180 Millionen Kilowattstunden leisten.

Werk	Bauzeit Jahre	Höchste Ausbau- wasser- menge in cbm	Größtes Rohgefälle in m	Größte Kraftwert- leistung in KW	Millionen KW-Stunden effektiv	Baufosten in Mill. M.
Obertürk- heim ...	3	60	8,55	2500	10,4	91,06
Obereß- lingen ..	3	52	5,90	2060	10,2	36,12
Laden- burg ...	4	150	7,30	6760	34,0	177,65
Heidelberg (unten) ..	4	150	8,50	8020	39,7	164,45
Neckar- sulm ...	4	94	7,60	4360	21,1	120,89
Horchheim.	4	94	7,50	4150	20,4	87,78
Pfau- hausen ...	3	36	9,1	2060	10,4	28,08

Es steht außer Zweifel, daß der Ausbau dieser Kraftwasserstraße, der nach vollständig neuzeitlichen Gesichtspunkten unter Erstrebung größter Wirtschaftlichkeit erfolgt, für unsere ganze Volkswirtschaft von weitestreichender Bedeutung sein wird. Nicht nur durch Frachtenverbilligung gegenüber der Eisenbahn, Kohleneinsparung für Zahlungs- und Tauschzwecke, sowie für hochwertige Ausnutzung in der chemisch-pharmazeutischen Industrie, Verwertung von vielen Millionen Erwerbslosenunterstützung als produktives Kapital usw., wird der Bau der Neckarkraftwasserstraße auf Handel und Industrie Süddeutschlands befruchtend und fördernd wirken, sondern auch für zehntausende arbeitsamer Hände auf mehr als ein Jahrzehnt hinaus nutzbringende und lohnende Arbeit schaffen und auf diese Weise in nicht unerheblichem Maße zum Wiederaufbau unseres gesamten Wirtschaftslebens beizutragen vermögen.

Von den Bakterien.

Von Dr. Adolf Reich.

Bakterien! Der eine erschrickt, wenn er das Wort hört, er ängstigt sich vor den verschiedenen Krankheitserregern, die dem Bakterienreiche angehören, der andere lacht, ihm fehlt der Glaube an diese Wesen. Glaube? Wie wenn es sich um einen Glauben handeln würde. Diese Lebewesen, die uns deutlich bei etwa 800facher Vergrößerung einzeln sichtbar sind, gibt es. Sie können in jedem Laboratorium vorgeführt werden. Daß Krankheitserreger sich unter ihnen befinden, ist leicht durch den Tierversuch zu beweisen. Es wäre aber töricht, in die moderne Krankheit, die Bakterienfurcht zu verfallen.

Der Schaden, den die unter den Bakterien sich befindlichen Krankheitserreger anstiften, ist verschwindend gegenüber dem großen Nutzen dieser kleinen Lebewesen im Haushalt der Natur. Wenn im Herbst der Waldboden sich mit Millionen von Blättern bedeckt, so sind es Bakterien, die diese Blätter zersetzen, in einfachere Körper überführen, sie so umwandeln, daß sie den verschiedenen Pflanzen wieder nützlich werden können. Stellen wir uns die Zersetzungs Vorgänge auf der Oberfläche der Erde vor! Zahlen können hierfür nicht angegeben werden, weil diese Vorgänge in ihrer ungeheuren Ausdehnung

und Mannigfaltigkeit jeder zahlenmäßigen Bestimmung unzugänglich sind. Es muß uns klar werden, daß wir die Bakterien als eine Art von Polizei bezeichnen können, als eine Polizeimannschaft unter den Lebewesen, der die Aufgabe zugefallen ist, alle unnütz gewordenen Stoffe, alle Abfallprodukte aus dem Weg zu schaffen, sie wenn möglich wieder nützlich zu machen.

Solche Zersetzungsvorgänge leiten wir in unseren Nahrungsmitteln oft künstlich ein. Jede Gärung ist ein solcher Zersetzungsvorgang.

Die Bakterien haben sehr verschiedene Formen. Wir beobachten Stäbchen, runde Gebilde, sogenannte Koffen, die entweder wie ein Perlenkranz aneinandergekettelt sind (Streptokokken) oder häufchenförmig zusammensitzen (Staphylokokken) oder warenballenförmige Verbände bilden (Sarcinen), weiterhin schraubenförmige Gebilde, sogenannte Spirillen. Zu den stäbchenförmigen Bakterien gehört der Erreger der Schwindsucht, der sog. Tuberkelbazillus, zu den Streptokokken der Erreger der Eiterung, zu den Schrauben der Erreger der Syphilis.

Wie untersucht man auf Bakterien? Nehmen wir einen praktischen Fall. Es handelt sich um eine Wasseruntersuchung. Im Wasser kommt eine sehr große Anzahl von Bakterien vor. Auch Krankheitserreger vermögen sich eine Zeitlang im Wasser lebend zu erhalten, z. B. der Erreger des Typhus. Einen Anhaltspunkt für die hygienische Beurteilung, für die Frage, ob ein Wasser gesundheitsschädlich ist oder nicht, bietet unter anderen die Bakterienzahlbestimmung, das heißt die Zählung der Keime, der Bakterien in einem Kubikzentimeter Wasser. Schlechtes Wasser hat sehr viele Bakterien, gutes Wasser wenige. Bei der Keimzahlbestimmung ist es, wie bei allen anderen bakteriologischen Arbeiten, wichtig, Vorsorge zu treffen, daß der zu untersuchende Gegenstand nicht durch Luftbakterien verunreinigt wird. Die Keimzahl würde in einem solchen Fall zu hoch berechnet werden. Um diese Luftverunreinigung auszuschalten, werden die Untersuchungen in Glasschalen vorgenommen, die durch Erhitzen keimfrei gemacht worden sind und luftdicht mittels Glasdeckels verschlossen werden können. In diese Schalen wird mit Hilfe einer geeichten, ebenfalls keimfrei gemachten gläsernen Abmeßvorrichtung ein Kubikzentimeter des zu untersuchenden Wassers gebracht. Um die Bakterien zur Vermehrung zu veranlassen und außerdem voneinander zu trennen, so daß jedes Bakterium einzeln wächst, bringt man in die Glasschale Bakteriennährboden. Man verwendet hierzu entweder entsprechend präpariertes Gelatinefleischwasser oder Agarfleischwasser. Zu letzterem wird Agar-Agar verwendet, eine Gallerte, die aus einem ostasiatischen Seegewächs gewonnen wird. Der Gelatinenährboden wird bei 22 Grad fest, der Agarnährboden ist noch bei 50 Grad flüssig. Alle Bakteriennährböden werden vor der Verwendung im Dampfapparat bakterienfrei gemacht. Man

gießt nun eine kleine Menge des Nährbodens in die Glasschale, verteilt das Wasser in den noch flüssigen Nährboden, schließt rasch den Deckel und läßt den Nährboden erstarren. Sodann wird die Schale in einen Schrank mit gleichmäßiger Temperatur gestellt, den Brutschrank. Die Bakterien wachsen aus einem Einzelnen im Nährboden zu einer Kolonie. Nach zwei Tagen sind die Bakterienanhäufungen so groß geworden, daß sie mit dem bloßen Auge beobachtet werden können. Jeder Kolonie entspricht ursprünglich ein einzelnes Bakterium. Zählen wir also die Kolonien der Bakterien, so haben wir einen Anhaltspunkt dafür, wieviel einzelne Bakterien in dem auf den Nährboden verteilten Wasser enthalten waren.

Will man wissen, was für Arten die gewachsenen Bakterien sind, so müssen die Kolonien einzeln mit dem Mikroskop untersucht werden. Man legt „Reinkulturen“ an, das heißt, man bringt mit einer bakterienfrei gemachten Nadel von jeder einzelnen Bakterienkolonie Teile in Röhrchen mit Nährboden. Jede Kolonie der Bakterien kommt in ein Röhrchen und ist dadurch isoliert. Diese Kolonie wächst nach einigen Tagen zu einem leicht erkennbaren und unterscheidbaren Gebilde aus. Die dabei feststellbaren Eigenschaften, zum größten Teil der Beobachtung mit bloßem Auge zugänglich, dienen zur näheren Bestimmung der Bakterienart. Da ist es vor allem die Farbstoffbildung, die bei vielen Bakterien in Reinkultur beobachtet werden kann. Es gibt gelb, rot, braun, grün, blau, weiß wachsende Arten. Es gibt solche, die den Nährboden färben. Diese Merkmale genügen jedoch häufig noch nicht zur genauen Bestimmung. Man muß die Arten mikroskopisch auf ihre Gestalt und ihre Beweglichkeit untersuchen. Zu ersterem Zweck werden sie in der Regel künstlich rot oder blau gefärbt, damit sie dem Auge leichter erkennbar sind. Die Beweglichkeit der Bakterien ist äußerst verschieden, es gibt Arten, die sich sehr rasch bewegen, solche, die eine wackelförmige Bewegung haben. Ein großer Teil ist unbeweglich. Hat man alle diese Bestimmungen ausgeführt, so wird der Bakteriologe angeben können, welche Bakterienarten in dem Wasser enthalten sind. In wichtigen Fällen muß der Tierversuch herangezogen werden zur Feststellung, ob die betreffenden Bakterien Krankheitserreger sind oder nicht.

Aus diesem einfachen Beispiel ist zu ersehen, wie der Bakteriologe arbeitet. Bei keinem anderen Arbeiten ist eine solche Feinlichkeit zu beobachten, wie gerade bei dem bakteriologischen. Die Möglichkeit einer Ansteckung ist bei vielen Untersuchungen nicht ausgeschlossen, denn jedes einzelne, erst bei starker Vergrößerung sichtbare Krankheitserregende Bakterium trägt die Fähigkeit in sich, die Krankheit zu erzeugen. Und doch gehört die Beschäftigung mit den Bakterien zu einer der interessantesten. Die Bewunderung der Mannigfaltigkeit im Kleinsten, was die Natur erzeugt, bringt dem Bakteriologen oft Stunden der Freude.

Wohlfahrts- und Fürsorgewesen

Wohlfahrtspflegerinnen. Einer der jüngsten Berufe, für den der Staat einen einheitlichen Ausbildungsgang mit abschließender Staatsprüfung vorgeschrieben hat, ist der Beruf einer Wohlfahrtspflegerin. Als Grundlage gilt eine berufliche Vorbildung, die sowohl pflegerisch (staatl. Kranken- oder Säuglingspflegeexamen), als pädagogisch (Lehrerin, Kindergärtnerin o. dgl., Abschluß-

zeugnis einer zweijährigen Frauenschule) oder allgemein wirtschaftlich (Abschlußzeugnis einer anerkannten Handelsschule und berufliche Tätigkeit) sein kann. Sie wird ergänzt durch einen zweijährigen Lehrgang auf einer staatlich anerkannten Wohlfahrtsschule.

Ein anschauliches Bild über die mannigfaltigen Wege, die den Bewerberinnen nach Beendigung ihrer Ausbil-

dung offen stehen, gibt die Niederrheinische Frauenakademie, Düsseldorf, durch eine Zusammenstellung der verschiedenen Arbeitsgebiete ihrer ehemaligen Schülerinnen. Es sind zurzeit angestellt: 12 als Kreis- bzw. Bezirksfürsorgerinnen, 3 als Stadtfürsorgerinnen, 9 als Wohnungspflegerinnen, 1 als Sozialbeamtin und 2 als Fürsorgerinnen in einer städtischen Mutter- und Säuglingsfürsorge, eine als soziale Fürsorgerin in städtischen Krankenanstalten, 2 als Polizeifürsorgerinnen, eine als Leiterin einer Polizeifürsorgestelle; in städtischen Jugendämtern: je eine als Geschäftsführerin bzw. Leiterin des Amtes, 2 als Abteilungsleiterinnen, 3 als Bezirksfürsorgerinnen, eine als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin, eine als Geschäftsführerin in einem Landesarbeits- und Berufsamt, eine als Abteilungsleiterin in der Hinterbliebenenfürsorge, eine als Sozialbeamtin in einer sozialen Frauenschule, 4 als Mitarbeiterinnen in großen privaten Fürsorgeorganisationen.

In jedem Jahr hat das der Niederrheinischen Frauenakademie zugegangene Stellenangebot die Zahl der zur Verfügung stehenden Kräfte bei weitem übertroffen. 1919 waren 45 offene Stellen gemeldet gegenüber 18 Be-

werberinnen, im Jahre 1920 90 gegenüber 26 Bewerberinnen; auch für die Juli 1921 zur Entlassung kommenden Schülerinnen liegen Angebote in großer Anzahl vor, so daß im Gegensatz zu manchen anderen Frauenberufen der Beruf einer Wohlfahrtspflegerin auch heute noch als aussichtsreich zu betrachten ist. Allerdings liegen für die Besucherinnen der Niederrheinischen Frauenakademie die Verhältnisse besonders günstig, da durch die jahrelange erfolgreiche Tätigkeit des „Vereins für Säuglingsfürsorge und Wohlfahrtspflege im Regierungsbezirk Düsseldorf“ der Boden für eine umfassende Fürsorgearbeit bereitet wurde, deren wichtigstes ausübendes Organ die Wohlfahrtspflegerin ist. Der Bedarf nach gut ausgebildeten Fürsorgerinnen ist darum hier besonders groß. Durch das dichte Netz guter Wohlfahrtsämter und Fürsorgerinnenbezirke, sowie durch ausgezeichnete behördliche und private Wohlfahrts- und Fürsorgeeinrichtungen aller Gebiete stehen der Niederrheinischen Frauenakademie in reichem Maße Arbeitsplätze für die fünfmonatliche praktische Ausbildungszeit ihrer Schülerinnen zur Verfügung, wodurch die beste Vorbereitung für den zukünftigen Beruf gewährleistet wird.

Wissen und Unterhaltung

Verborgene Spuren

Kriminalroman von Sven Elvestad.

Einzig berechnigte Übersetzung aus dem Norwegischen von W. P. L.
2. Fortsetzung.

Draußen schrie Fridtjof, ich solle vor allen Dingen einmal aufmachen.

Im gleichen Augenblick entsann ich mich wieder der Vorgänge der letzten Nacht. Ich nahm mir vor, kein Wort davon verlauten zu lassen. Was ging mich auch diese rein private Familienangelegenheit an?

Ich öffnete die Tür.

Draußen stand Fridtjof im Jagdanzug.

„Gehst du in den Wald?“ fragte ich.

„Nein,“ sagte er, „aber ich werde wohl doch einige Stunden fortbleiben.“

„Wo gehst du denn hin?“

„Zum Amtmann.“

„Ist irgend etwas passiert?“

„Ja, der Hund ist umgebracht worden!“

„Was du sagst! Wann denn?“

„Er wurde heute morgen tot aufgefunden. Mit zerschmettertem Schädel.“

„Erschossen?“

„Nein, es sieht aus, als habe man ihn mit einem Beil oder einem ähnlichen Werkzeug totgeschlagen.“

„Ohne daß er einen Laut von sich gegeben hätte?“

„Ja, das ist ja eben das unverständliche! Ich verstehe gar nicht, wie der Kerl ihm hat in die Nähe kommen können!“

„In der Tat merkwürdig!“ sagte ich. „Wer kommt denn auch auf eine so niederträchtige Idee. Hast du einen bestimmten Verdacht?“

„Nein,“ antwortete er. „Aber es stimmt alles ganz genau zusammen...“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Noch vor heute abend werde ich einen neuen Hund haben!“ rief er.

„Ja, meinst du denn wirklich, daß jemand in der Nacht in den Hof eindringt?“

Er antwortete nicht sogleich. Dann aber sagte er, mehr wie zu sich selbst: „Heute nacht hat ein Hund daran glauben müssen. Wer bürgt mir dafür, daß es nicht morgen ein Mensch muß —?“

Damit ging er, nicht ohne mir vorher noch guten Appetit zum Frühstück zu wünschen. — Ehe ich mich zu Tisch setzte, ging ich noch in das Rauchzimmer, um den Alten zu begrüßen, der über die nächtliche Untat aufs höchste erstaunt war.

Ich ließ meinen Blick über die Waffensammlung wandern...

Der Bumerang war verschwunden.

3. Kapitel.

Der Affenmensch.

Der Alte schien während des Frühstücks in einer ganz merkwürdigen Stimmung zu sein. Ich beobachtete ihn genau, wenn auch verstohlen, da ich nicht wünschte, daß er vorzeitig merken solle, ein wie lebhaftes Interesse ich für ihn gefaßt hatte. Dennoch kam es mir mehrere Male vor, als werfe er mir einen raschen, mißtrauischen Blick aus den unter den buschigen Brauen funkelnden Augen zu.

Er war, wie gesagt, in einer ganz merkwürdigen Stimmung, noch bei weitem nervöser, als am Abend vorher, dabei jedoch äußerlich aufgeräumt und sehr gesprächig. Er erzählte viel von seinen Abenteuern unter den Silbergräbern in Yucatan, und da er knapp und spannend zu erzählen verstand, so lauschte ich ihm mit ungeteilter Aufmerksamkeit, um so mehr, als man ja in Norwegen wirklich selten auf Menschen stößt, die ein bewegtes Leben draußen in der sogenannten großen Welt hinter sich haben.

Hier aber saß ich nun wirklich einem solchen Manne gegenüber, der das, was er erlebt, zugleich auch zu gestalten wußte... bis der Faden seiner Erzählung — und das geschah mehrmals während des Frühstücks — plötzlich ganz unerwartet abriß... Er fand die vorgesehene Pointe

nicht mehr, brachte ganz nebensächliche Dinge in seine Geschichte hinein, fing an, eine neue zu erzählen und hegte und jagte darauf los, daß es einem ganz leid um ihn tun konnte ... Es war, als wolle er sich hinter dieser künstlichen Aufgeräumtheit verbergen und mich davon abhalten, möglicherweise ein anderes Thema anzuschlagen ...

Der Sohn war inzwischen von seinem Besuch beim Amtmann zurückgekehrt und saß finster und schweigend in einer Ecke. Hin und wieder nur, wenn der Alte besonders eifrig wurde, warf er mir einen verstohlenen Blick zu, ganz als wenn er sagen wolle: Benimmt er sich nicht tatsächlich sonderbar? Was in aller Welt soll denn das nun wieder bedeuten? — Aber der Alte redete unbeirrt weiter und würdigte den Sohn nicht einmal eines Blickes.

Gegen Schluß der Mahlzeit kam er nochmals darauf zu sprechen, wie es ihn freue, daß ich mich für einige Zeit auf dem Lande angesiedelt habe, und daß er hoffe, der Landaufenthalt werde mir in jeder Beziehung zum Nutzen gereichen. Ich dankte natürlich, aber um es offen zu gestehen: ich fühlte mich schon jetzt nicht mehr recht wohl; auch mir war es schon jetzt in diesem Hause nicht mehr recht geheuer zumute. Gewiß, es war das nicht das unheimliche Gefühl, das mich während der Stunden der Nacht übermannt hatte, aber ich fühlte dennoch instinktiv, daß zwischen dem Alten und meinem Freund dort drüben etwas war, das sie vor mir verborgen hielten, das mich beunruhigte. Ich bekam eigentlich Lust, bei allernächster Gelegenheit wieder abzureisen ...

Aber dann gewann doch die Neugier in mir die Oberhand und zugleich mit ihr auch die Überzeugung, daß mein Freund zurzeit meiner Gesellschaft, ja vielleicht sogar meines Beistandes bedürfe, und daß ich ihm eine sehr große Enttäuschung bereiten würde, wenn ich jetzt mir nichts dir nichts einfach meine Koffer packte. Ich dankte deshalb dem Alten nur und antwortete, ich fühle mich außerordentlich wohl, und es sei seit langem bereits mein Wunsch gewesen, einmal wieder längere Zeit auf dem Lande zu verbringen.

Von dem Hunde wurde während der ganzen Mahlzeit nicht mehr gesprochen; als wir jedoch später mit unseren Zigaretten vor der breiten auf die Veranda hinausführenden Glastür standen, sagte Fridtjof plötzlich, zu seinem Vater gewandt: „Du, ich werde mir übrigens einen andern Hund kaufen ...“

Der Alte schien sehr überrascht. Er tat im ersten Augenblick, als sei der Vorfall mit dem Hund ganz aus seinem Gedächtnis verschwunden. — Gut gespielt, dachte ich ...

„Ja, willst du denn die Sache nicht beim Amtmann melden?“

Der Sohn sah den Vater flüchtig an.

„Findest du, daß ich das sollte —?“

„Nun, ich weiß nicht recht. Schließlich war es ja dein Hund, und du mußt das also am besten wissen ...“

„Ich werde nichts melden,“ antwortete der Sohn. „Das heißt, ich war bereits unterwegs zum Amtmann, aber ich habe es mir anders überlegt.“

Irrte ich mich? Oder war es wie ein kaum merkliches triumphierendes Leuchten über des Vaters Gesicht geglimmt?

„Hast du auch schon nachgesehen, ob nichts gestohlen worden ist?“

„Es ist nichts gestohlen.“

„So ... hm ... na, dann ist es wenigstens insofern noch gut. Denn hier in der Gegend läuft ja Diebsgesindel genug herum. Es ist eigentlich wirklich keine angenehme Gegend, in der wir leben ...“

„So?“ fragte ich. „Das sollte man kaum glauben ...“

„Ja, eben!“ sagte er eifrig. „Aber es sind hier in den letzten Monaten wirklich so merkwürdige Dinge vorgekommen, daß man kaum mehr weiß, was man noch dazu sagen soll ...“

„Einbrüche meinen Sie?“

„Ja,“ antwortete er. „Ein einzelner Einbruch, bei dem die Spitzbuben allerdings nichts erwischt haben. Ver-

mutlich wurden sie während der Arbeit gestört. Nein, aber ich meine auch sonst überhaupt ... allerlei so merkwürdige Dinge ...“

„Ich habe übrigens, um es offen zu sagen, noch nicht nachgesehen,“ sagte der Sohn ganz unvermittelt.

Der Vater geriet für einen Augenblick aus dem Konzept. Er war bereits in einem ganz neuen Gedankengang gewesen.

„Wieso meinst du das? Was in aller Welt —“

„Wir sprachen doch in erster Linie einmal von dem Hund,“ fuhr der Sohn fort. „Und ob etwas gestohlen worden ist, das habe ich bis jetzt noch nicht feststellen können.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Weil ich es auch als völlig überflüssig betrachte. Denn ich bin nämlich fest überzeugt, daß es sich hier gar nicht um Diebstahlsversuche handelt.“

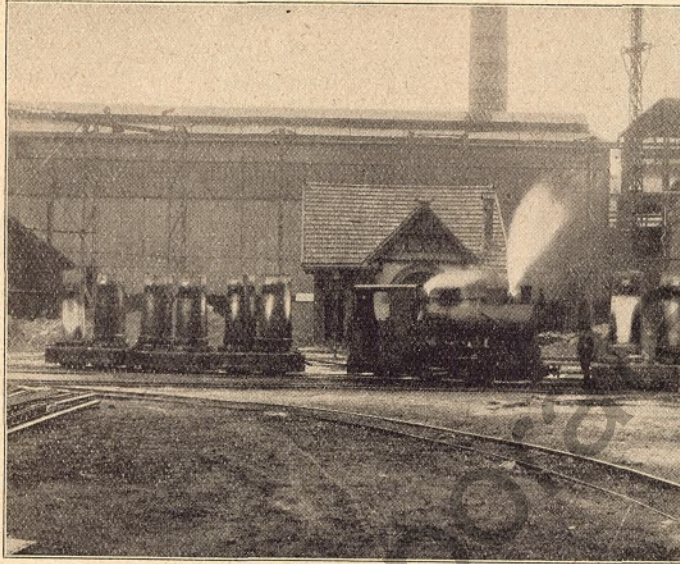
„Wer soll dann aber den Hund umgebracht haben?“ fragte ich.

„Ja, wer soll ihn dann umgebracht haben?“ wiederholte der Alte, während er nervös nach der Stuhllehne tastete. „Dann ist doch die ganze Angelegenheit völlig unbegreiflich!“

„Es hat beinahe das Aussehen, als sei dem Hund der Schädel durch einen Schuß aus nächster Nähe zerschmettert worden,“ erklärte Fridtjof.

Ich mußte laut auflachen.

„Ein Schuß aus nächster Nähe! Ja, bedenkst du denn nicht, mein Lieber, daß ein solcher Schuß bei der Stille der gestrigen Nacht den ganzen Gutshof geweckt haben würde? Im übrigen habe ich bis gegen drei Uhr morgens wach gelegen. Und bis zu der Zeit ist auf alle Fälle mal nicht geschossen worden.“



Transport von Koffillen

„Ja, hast du denn auch keinerlei verdächtiges Geräusch gehört?“

„Nicht das geringste. Es war so still, wie nur eine Frühjahrsnacht in Norwegen sein kann.“

„So, sind Sie wirklich erst so spät eingeschlafen?“ fragte der Vater mit zu Boden gesenktem Blick, als grüble er über etwas nach.

„Ja, ich schlafe die erste Nacht in einem fremden Hause immer schwer ein. Deshalb stand ich gegen zwei Uhr morgens auf und setzte mich eine Weile ans Fenster.“

„Und hast du damals den Hund noch gesehen?“

„Ja, er ging als schwarzer Schatten im Hof auf und ab.“

„Und wie lange hast du am Fenster gesessen?“

„Bis halb drei.“

Ich sagte absichtlich die Unwahrheit.

„So muß der Hund doch also nach dieser Zeit umgebracht worden sein.“

„Selbstverständlich.“

Es kam mir vor, als werde der Alte immer verwirrter.

„Halb drei —“, murmelte er, „halb drei —“

Fridtjof griff nach seiner Mütze.

„Gehst du nicht ein wenig mit hinaus?“

Er wies durch das Fenster in den Garten.

„Es ist der erste wirkliche Frühlingstag heute.“

Über der weitgedehnten braunen Fläche der Äcker lag glitzernd und flimmernd die warme Frühlingssonne. Die Luft war klar und durchsichtig bis in die weitesten Fernen. Wie weiße, duftige Wolken leuchteten die letzten Schneewehen auf dem tiefen Braun des Ackerlandes. Der Frühling war endlich von den Bergen herniedergestiegen und hatte seinen ersten berausenden Dufthauch hinab in die Täler gesandt.

Wir schritten zur Tür. Aber der Alte folgte uns nicht, sondern blieb am Fenster stehen und schaute hinaus. Die Sonne strich wie ein lichter, fröhlicher Wind durch sein graues Haupt- und Barthaar, während er, die Hände in den Taschen vergraben, dastand und nervös mit seinen Schlüsseln klimperte. Ich hörte ihn etwas in den Bart murmeln vom Frühling... alte Männer werden ja immer etwas wehmütig, wenn sie die Jahreszeiten kommen und gehen sehen... und plötzlich fühlte ich, daß er wirklich tiefunglücklich sein müsse und empfand aufrichtiges Mitleid mit ihm...

Aber mein Freund zog mich durch den Korridor mit sich fort. Es war ein alter, dunkler Korridor, der durch den ganzen linken Flügel des Hauses lief, und an dessen Ende ein Fenster in den Garten hinausging. Zu seiner Linken lag ein großer Saal, der nur äußerst selten benutzt wurde; in ihm hingen in langen Reihen die Familienbilder. Rechts zogen sich noch einige kleinere Zimmer hin, deren eines als eine Art Entree diente, von dem aus man auf den Hof hinausgelangte.

Fridtjof machte plötzlich halt.

„Hier in diesem Korridor habe ich ein merkwürdiges Erlebnis gehabt“, sagte er.

„Vor längerer Zeit schon?“

„Nein, vor kaum einem Monat.“

„Hast du womöglich gar Gespenster gesehen?“ fragte ich lachend.

„Gespenster allerdings nicht. Aber so etwas Ähnliches jedenfalls...“

„Na, siehst du“, sagte ich. „Das dachte ich mir doch. Zu so einem alten Gut gehört auch eigentlich anständigerweise ein Hausgeist, ein Gespenst oder irgend so ein Wesen, das einem das Gruseln beibringen kann. Aber wie sah es denn eigentlich aus? Ritterrüstung und Schild? Oder weiße Dame? Oder gar nur ganz prosaische Bettlaken?“

„Ich rede jetzt in vollem Ernst“, sagte Fridtjof, „und die ganze Sache hat weder etwas mit Rittern noch mit Bettlaken zu tun. Das Wesen, das ich sah, war ein winzig kleiner Mann von etwa fünfzig Jahren, mit bräunlichem Gesicht und wilden, stehenden Augen. Er war dürrig gekleidet und trug irgendeine fremde Tracht. Aus der Tür da kam er heraus.“

„Aus dem großen Saal?“

„Ja.“

„Bei Nacht?“

„Ja, gegen zwei Uhr nachts. Ich kam gerade aus dem Zimmer, wo wir eben gefrühstückt haben, denn ich hatte so lange über einem ganzen Stoß von Rechnungen gesessen, daß ich gar nicht gemerkt hatte, wie spät es geworden war. Ich wollte deshalb, um niemanden im Schlaf zu stören, so leise wie möglich auf mein Zimmer gehen... du hörst ja selber, wie die alten Bohlen überall im Hause knarren... Ich ging also auf Zehenspitzen und machte ganz leise die Tür hier auf. Es war eine helle Mondnacht, und das Licht des Mondes fiel durch das Fenster herein und erleuchtete den halben Korridor. Da hörte ich eine Tür leise knarren und machte unwillkürlich halt, so daß ich noch völlig im Dunkel stand.“

Und da sehe ich, wie die Tür zum großen Saal sehr langsam und vorsichtig aufgeht und eine Gestalt zum Vorschein kommt, eben der kleine Kerl, von dem ich gesprochen habe. Ich war so erstaunt und zugleich auch so erschrocken, daß ich mich nicht von der Stelle zu rühren wagte. Der Fremde aber merkte meine Anwesenheit gar nicht, sondern schlich langsam den Korridor entlang und stand schon unmittelbar vor der Entreetür, als ich plötzlich rief: „Hallo, Sie da, was haben Sie hier in meiner Wohnung zu suchen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die singende Säule.

Novelle von Otto Trimbom.

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf einem Archäologentag traf ich dann Dr. Syburg. Er hatte einen Vortrag gehalten, der anfangs ganz hübsch und interessant war, später aber geradezu grotesk wirkte. Einige ihm befreundete Archäologen, darunter die zwei größten Deutschlands, suchten ihn schonend auf die Unmöglichkeit seiner Kombinationen, auf seine Trugschlüsse aufmerksam zu machen, der alte Herr wurde

heftig, empfand jeden gutgemeinten Rat als persönliche Beleidigung und hielt sich für absichtlich verkannt. Ich brach das Gespräch ab und erkundigte mich nach seinem Sohne.

Da war nichts Gutes zu vernehmen. Er hatte ihn von Gymnasium zu Gymnasium geschickt, von Pensionat zu Pensionat — bis Unterprima hatte er es gebracht, aber

er blieb nie lange auf einer Schule, weil immer sein Benehmen allen Anforderungen der Schulzucht ins Gesicht schlug. Jetzt hatte er schon wieder das Consilium abeundi erhalten. Der alte Herr war sehr traurig und sehr verstimmt.

„Und was tut der Junge?“

Ja, was tat er! Allotria trieb er. Malen, Poussieren, Theateraufführungen veranstaltete er, nur nicht arbeiten tat er. Und dabei wurden überall seine glänzenden Gaben anerkannt.

Als mich Dr. Syburg wieder einlud, ihn zu besuchen, sagte ich zu, und ein halbes Jahr später, in den Herbstferien, führte ich den Besuch aus.

Fritz, ein hübscher, nicht großer, eher etwas zierlicher junger Mensch, von lebhaftem Gesichtsausdruck und guten Manieren, holte mich an der Bahn ab.

Als er mir die Hand reichte, er hatte mich sofort wiedererkannt, sagte er: „Gott sei Dank, daß Sie da sind.“ Ich war etwas erstaunt, er sagte: „Vielleicht wissen Sie Rat. Doch jetzt nichts davon, bitte, ich will Ihnen die ersten Stunden nicht verderben.“

Wir gingen vom Bahnhof durch eine Straße, deren eine Seite von kleinen Bergmannshäusern, die andere vom Bahndamm eingefast war. Alle Menschen, Bergleute, Frauen und Kinder, grüßten uns und sagten: „Guten Tag, Herr Fritz.“ Für alle hatte er ein freundliches Wort. Und wie einmal ein paar Kinder uns entgegenkamen, sah ich, wie sie sich anstießen und zueinander sagten: „Doktersch Fritz“. Dann sagten sie mit einer wahren Ehrfurcht: „Guten Tag!“

Auf einer kleinen Anhöhe blieben wir stehen.

„Da ist unser Haus,“ sagte Fritz und wies auf ein großes Anwesen, das sich an einem Bergabhang hinaufzog. Ich war überrascht! Auf großer, aus quadratischen Sandsteinblöcken gefügter Mauer erhob sich in Terrassen ein parkartiger Garten. Zwischen den Wipfeln der alten, großen Bäume lugte ein breites Dach hervor. Ein großes Tor, von zwei riesigen schlanken Pappeln flankiert, bildete den Eingang, und bis zur Tür des Hauses zog sich eine Allee von großen, dunkeln Tannen hin. Ich hatte den Eindruck, als ob ich einen alten Herrensitze beträte.

Fritz sah meine Überraschung, er sagte mit Wärme: „Das ist unser Haus. Ich liebe es, als ob es ein lebendiges Wesen wäre. Mit einer kindlichen Liebe. Ist es nicht schön? Und das ist das Werk meines Vaters. Da hat er bewiesen, daß er Künstler ist, ein großer Künstler. Denn es gelingt nicht vielen, ihrem Besitztum so deutlich den Stempel ihrer Person aufzudrücken. Da ist alles Herrentum, Herrenwille, da ist alles Ordnung und Schönheit. Und das ist mein Vater: Ein Herrenmensch, der keinen andern Willen neben sich duldet, und ein Pflicht- und Ordnungsmensch, der um einer Pedanterie willen brutal werden kann, und trotzdem einer, der, einem dunkeln Drang folgend, Schönheit fühlt und schaffen will. Dabei vergißt er leicht die natürlichen Grenzen und fällt ins Übertreiben, ins Phantastische. So ist auch dieses Besitztum über die Verhältnisse großartig geworden.“

Ich sah den jungen Mann erstaunt an: So klar hast du ihn und alles um ihn und um dich erkannt? Und was bist du? dachte ich.

Als ob ich meinen Gedanken laut Ausdruck gegeben hätte, sagte er: „Und ich bin aus Liebes- und Schönheitsdurst gewoben“, sagte er ernst. Dann lachte er verächtlich und sagte mit einem verbitterten Groll: „Und alles andere ist mir wurscht!“

Man nahm mich sehr herzlich auf. Eine erwachsene Tochter, schon etwas altjüngferlich, das Bild der Sauberkeit und pflichtgemäßer Ordnung, begrüßte mich im Namen des Vaters, der zu einem Kranken gerufen war. Wir saßen in einem großen Zimmer, das fast wie der Saal eines Schlosses anmutete. Aus drei Fenstern blickte man in den Park mit seinen alten Bäumen, seinen dichten Büschen, seinen großen, grünen Rasenbeeten zwischen den hellen Kieswegen.

Die Schwester war geschäftig, wie es einer Hausfrau geziemt, denn die Mutter war inzwischen gestorben. Fritz saß still und träumerisch, in sich zusammengesunken und blickte in das dunkle Grün des Gartens hinaus. Dann schreckte er plötzlich zusammen, während die Schwester gleichzeitig aufsprang. Die schwere Haustür war aufgegangen und laut ins Schloß gefallen. Wie aus einem Munde sagten beide: „Der Papa!“

Mir zuckte die Erinnerung an mein Militärjahr wie ein Blitz durchs Gehirn: Wachtstube. Ronde. Alles reizt die Knochen zusammen und springt auf.

Ich hörte den alten Herrn schweren Trittes nach oben gehen. Nach einiger Zeit kam er herunter und begrüßte mich mit großer Herzlichkeit. In einer chevaleresken Art, als ob er einen hochgestellten Herrn, dem er sich aber mindestens ebenbürtig erachte, willkommen heiße.

Am Abend zog er sich früh zurück, da er gewohnt sei, um vier Uhr morgens aufzustehen. Fritz und ich blieben bei einer Flasche Wein sitzen und erzählten uns was, dies und das. Dann machten wir noch einen langen Spaziergang im dunkeln Park. Das große Bergmannsdorf schlief, kein Ton wurde laut, nachdem vom hohen Kirchturm die Zehnurglocke geläutet hatte. Schweigend schwer lagen die schwarzen Wälder auf den Bergen, die das Tal einschlossen. Breit und wuchtig dehnte sich das dunkle Haus unter den Bäumen, nur ein Fenster schimmerte lichterhell.

„Da wohnt meine Großmutter,“ sagte Fritz, „sie ist seit vierzig Jahren irrsinnig. Sie ist meine gute, alte Freundin, die einzige, die so mit mir zufrieden ist, wie ich bin. Sie lädt mich zum Kaffee ein, wenn die Königin Luise und Bismarck ihre Gäste sind. Sie erzählt mir von Zeiten, wo ihr Vater noch eine Allonge-Perücke trug. Ihr Vater, der am Hofe eines Duodezfürsten Kammerherr war. Ja, dies Haus ist ein seltsames Haus!“ schloß er leise, „und ich bin das seltsame Produkt dieses Hauses und dieser Menschen.“

Ich fragte ihn, wie es denn um seine Studien bestellt sei.

„Fragen Sie nicht, Herr Professor,“ sagte er komisch-wehmütig, „nicht nach meinen Studien. Ich bin geschwenkt, sie haben mich geschäftigt, warum? Ich habe die Alias dramatisiert und durch meine mir blind ergebenden Primaner aufführen lassen. Es war eine tolle Geschichte. Der Direktor, die Lehrer, der Bürgermeister sogar waren aufs gröblichste angegriffen. Es war ein „öffentliches Argernis“. Da ich schon das Konsil hatte, flog ich. Nun sitze ich hier und weiß nicht mehr, was ich machen soll. Mein Vater hat die Lust verloren, ich übrigens auch, die deutschen Gymnasien weiter mit meiner Gegenwart zu beehren. Geld zum Studieren ist so wie so nicht da, denn das, was Sie hier sehen, ist unser Vermögen. Malen soll ich auch nicht — ich soll nun einen gut-bürgerlichen Beruf ergreifen. Aber welchen? Ich mag keinen. Nur eins will ich: in Schönheit leben, schaffen, sterben.“

Am anderen Tage gingen wir selbdrift, Vater, Sohn und ich, durch den Wald über Höhen, durch Täler, über

schweigende Wege. Einige alte Kastellanlagen, mitten im Walde verborgen, wohl nur Vater und Sohn bekannt, kündeten von fernen Römerzeiten.

Und plötzlich öffnete sich der Wald. Der schluchtartige Hohlweg, den wir eben passiert hatten, ging über in einen sanften Wiesenhang, und da stand am Rande des Waldes der Menhir!

Eine gewaltige, alte, dunkelgraue, verwitterte Granitsäule, wohl acht Meter hoch und vier Meter im Umfange. Aufrecht stand sie da, seit wohl 2000 Jahren. Oder noch länger. Ein Rätsel! Wo war sie hergeholt, welche ungeheuren Kräfte hatten sie aufgerichtet, mit welchen Hilfsmitteln, zu welchem Zweck?

Als ob eine Riesensfaust aus der Erde rage, eine Schwurhand zum Himmel sich richte, ein drohendes, unsaßbares Zeugnis der Vergangenheit. Ein Sinnbild von ihr: Ich bin da, die Vergangenheit, ich bin da! Was wollt ihr deuten, was wollt ihr forschen, was hofft ihr, was sucht ihr? Ich bin da, unauslöschlich, unaustilgbar, ich, die Vergangenheit. Ihr werdet mich nicht los, ich bleibe, ich stehe unverrückbar. Ich, die graue, mitleidlose Vergangenheit, die ihr nicht auslöscht, nicht enträtselt, ich, die ich euch alle überdaure!

Und neben der Säule sprang ein Quell, ein klarer Quell, in uralte Quadersteine gefaßt.

Wie seltsam dieser Ort, wie seltsam wir drei Menschen! Der Vater, der alte Mann, dem alles sich beugt, der seinen Ideen zuliebe selbst den Widerspruch der Wissenschaft nicht dulden will, und der Sohn, der niemandem sich beugt, als nur dem, was ihm schön und groß erscheint, und ich, der Fremde, der wunderbar dazwischen steht, bestürzt von einem Zeugen der dunkeln Vergangenheit, von einem Vaterherzen, das nicht die Gegenwart versteht, und von einem Sohnesherzen, das nicht schlagen will, wie es soll.

Der alte Herr — er war mir noch nie so alt erschienen — betastete den Stein liebevoll und gab mir seine phantastischen Erklärungen. Das sei ein Wegweiser an der alten Handelsstraße semitischer Völker, und er könne nachweisen, daß er einen Ursprung habe mit den Memnonsäulen und den Obeliskten der Ägypter.

Ich erschrak. Das war ja eine fixe Idee!

Und er sagte weiter, das sei eine Osirisäule, und er habe eine noch wichtigere Entdeckung gemacht, die er aber noch nicht, noch nicht veröffentlichen könne.

Ich sah den Sohn entsetzt an. Er verstand meinen Blick und schüttelte traurig den Kopf.

„Die Leute nennen den Stein „Kriemhildens Spindel“ und sagen, Siegfried sei an dieser Quelle von Hagen erschlagen worden,“ sprach Fritz leise, wie zu sich selbst. „Es ist ein seltsamer Ort hier, zu dem ich unendlich oft seit meiner frühen Kindheit mit meinem Vater gegangen bin. Im Sommer und Winter, im Frühling und Herbst, am Abend und am Morgen.“

Der alte Herr klopfte bedächtig an dem Stein herum und ein glücklicher, glückseliger Ausdruck lag auf seinem Gesicht.

Wir gingen durch den dunkelnden Wald zurück, wir schwiegen, Fritz und ich. Der alte Doktor ging aufrecht wie jemand, dem ein großes Glück widerfahren ist. Er hatte mir „seinen“ Stein gezeigt, seine geliebte Steinsäule, auf der seine Hypothese sich aufbaute. Und die stumme Säule deuchte ihm ein lautredender Zeuge zu sein, ein Zeuge für seine Forschung — — — — —

Als ich am Abend mit Fritz im dunkeln Garten auf- und abging, sagte er schnell und heftig:

„Wissen Sie nun, warum ich ein armer Kerl bin? Weil diese Säule meines Vaters Geist verwirrt hat. Weil alles um mich seit Jahren seltsam ist und immer seltsamer wird. An dieser Säule hat Siegfried, der junge, verbluten müssen und sein blonder Kopf hat an ihr gelegen als sein helles Auge brach. An dieser Säule hat ihn ein finsternes, mitleidloses Geschick gefällt. Und ein Fluch liege, sagen die Leute aus dem Dorf, auf der Säule. Und sie haben oft den Kopf geschüttelt, wenn wir immer und immer wieder zu der Säule gingen. Vater und ich. Sie haben die dunkle Empfindung, daß der uralte Fluch an uns wirksam werden müsse. Die Vergangenheit hat mir das Verständnis meines Vaters geraubt, und der Fluch der Vergangenheit, der auf diesem Orte ruht, könnte mir den Verstand rauben. Wie die Memnonsäule sang, so soll auch diese Säule singen bei Sonnenuntergang. Die Leute sagen, daß man eine Henne glücken höre im Stein drin, eine goldene Henne. Und ich sage Ihnen, Herr Professor,“ er griff mich hart am Arm, „auch der Tag wird kommen, wo mein Vater die Säule singen hört. Und dann gnade Gott uns Armen.“

Im Bett liegend, während draußen die Bäume im Nachtwind rauschten, überlegte ich lange, was zu tun, wie der Junge zu retten sei. Wenn es noch nicht zu spät sei. Es war klar, daß er eine Luft einatmete, die ihm nicht zuträglich war. Der Vater war streng, gegen seine Patienten, die Bergleute, oft grob, und er schnauzte zuweilen in einem Kommandoton, den er aus seiner langjährigen Dienstzeit als Militärarzt zurückbehalten hatte; er war aber auch wieder weich, weich und nachgiebig gegen seine eigenen Gedanken und Gefühle, er hielt sich für verkannt, weil ihm nicht alles glückte. Er hatte sich phantastische Pläne in den Kopf gesetzt, deren Verwirklichung, von ihm mit Bestimmtheit erwartet, von Jahr zu Jahr ausblieb. Von seinem einzigen Sohne hatte er übertrieben großes erhofft und war nun verbittert, als er, der Junge, ein anderer wurde, wie er es sich gewünscht hatte. Und auch pekuniäre Sorgen mochten mitspielen, denn nach den Äußerungen des Sohnes war Vermögen nicht vorhanden, da alles Geld in dem großen schönen Besitztum steckte. Die Schwester war in diesem engbegrenzten Dasein stillgeworden, sie hatte sich gefügt und strickte in ihren Mußestunden Strümpfe für die armen Heidentkinder. Von der Welt da draußen drang kein Ton in diese unnatürliche Stille, und wenn einmal eine Kunde von draußen kam, dann war man ängstlich, als ob da draußen nur schlechtes sein könne. Wie die geistesgestörte Großmutter in einer Welt lebte, die nur in ihrem alten, kranken Hirn existierte, so lebte und sollte in diesem Hause jeder in einer Welt leben, die von einem Willen, dem des Vaters, regiert wurde. Und das konnte der Sohn nicht. Er war zu klug, zu lebhaft, zu schönheits- und lebensdurstig. Er träumte von dem Leben draußen hinter den Waldgebirgen, von dem bunten Leben der Städte, er ging auf in den Welten der Literatur, er hatte eine Sehnsucht nach der Kunst — und dabei hatte ihm der Vater, ihm, dem Zwanzigjährigen, noch nicht gestattet, ein Theater zu besuchen, weil er das Theater überhaupt für eine Gefahr und den Sohn für zu jung hielt, dieser Gefahr ausgesetzt zu werden. Natürlich bäumte sich der jugendliche Freiheitsdrang gegen diese engen Fesseln auf, naturgemäß suchte der Junge heimlich sich die ersehnten Genüsse zu verschaffen, die ihm — wäre er unter anderen Menschen aufgewachsen — niemand verboten hätte. Genüsse, an sich harmlos und schön und

groß, nur hier eine Sünde, weil sie Unverstand verboten hatte. Am anderen Tage sprach ich mit dem Vater in diesem Sinne, fand aber kein Verständnis, nur Verslossenheit. Seine Geduld sei zu Ende, er wolle jetzt den Jungen zwingen, sich zu fügen. Er habe gehofft, ihm die Fortsetzung seiner Forschungen als Erbteil — ein anderes habe er nicht zu vergeben — zu hinterlassen. Das sei jetzt vorbei, nun müsse sich der Junge mit seiner Hände Arbeit ernähren, dazu wolle er ihn zwingen, sonst werde er ihn aus dem Hause jagen.

Ich warnte ihn noch einmal, ich bat ihn, seinem Sohn wenigstens einmal die Freiheit zu lassen, die seinen Jahren entspräche, — umsonst. Er sagte bitter, er habe auch keine Freiheit gehabt, er sei doch etwas aus sich selbst geworden, und wenn ihm der Sohn verloren gehe, dann ersetze ihm seine Forschung, der Inhalt seines Lebens, den Verlust.

Ich reiste ab. Als ich Friß die Hand schüttelte, sagte ich ihm: „Möge Gott Sie beschützen, daß Ihr Vater die Säule nicht singen hört!“

Wieder waren einige Jahre vergangen.

Der Zufall wollte es, daß ich in die Nähe des Ortes versetzt wurde, in dem Dr. Syburg wohnte. Er hatte seine Praxis aufgegeben und lebte ganz seinen archäologischen Liebhabereien.

Gelegentlich erfuhr ich, daß er noch immer täglich „seine“ Steinsäule aufsuche. Sein Sohn war verschollen. Er hatte sich gänzlich mit dem Vater überworfen, hatte eine Zeitlang in einer Kunststadt gelebt, planlos, bald

als Maler, bald als Schriftsteller: ein schwankendes Rohr im Winde.

Da traf mich eines Tages eine entsetzliche Nachricht: Friß hatte in einer Großstadt ein Mädchen, seine Geliebte, erschossen und sich selbst zu erschießen versucht, hatte sich aber nur schwer verletzt. Er wurde in einer Klinik wieder her-

gestellt und kam vor das Schwurgericht. Am Tage der Verhandlung litt es mich nicht zu Hause. Ich fuhr mit der Bahn die kurze Strecke zu Dr. Syburg. Die schwarzgekleidete Schwester öffnete mir die Tür. Ich drückte ihr schweigend die Hand. Der Vater sei seinen gewohnten Weg gegangen. Sie warte auf Nachricht. Es sei furchtbar, was sie aushalte, schluchzte sie.

Ich ging durch den stillen Wald.

Mein Herz stürmte, mein Herz, das nun doch auch schon alt geworden war. Ich drückte die Hände gegen die Schläfen. Mein Gott, was wird nun werden, was wird vielleicht in dieser Minute in der fernen Großstadt von ernststen Richtern geurteilt werden? Was soll aus all den Qualen werden? Und der Junge, der arme Junge, der doch nichts dafür

kann, daß er nicht verstanden worden ist, daß eine dunkle Vergangenheit von Jahrtausenden sich zwischen ihn und seinen Vater gedrängt hat!

Nun stand ich am Waldrand. Dort an der verfluchten Säule stand der alte Herr, mit verschränkten Armen schaute er nach Westen in die sinkende Sonne. Ich ging zu ihm hin. Er kannte mich nicht. Seine Augen blickten mich verschleiert, verständnislos an. Ich sagte ihm, wer



Die schöne Landschaft im rheinisch-westfälischen Industriegebiet: Aus dem Neandertal

ich sei. Da belebte sich sein Gesicht. Lebhaft erregt sagte er:

„Heut' muß es sein. Nach meinen meteorologischen Berechnungen. Wenn die Sonne untergeht, tritt in dieser Jahreszeit plötzlich heftige Kälte ein, dann ist der Temperaturunterschied so stark, daß kleine Steinpartikelchen abspringen, das gibt einen hellen Klang, dann singt die Säule!“

Ich ergriff ihn am Arm.

„Und Ihr Sohn?“ stieß ich fast heftig hervor.

Er richtete sich mit einem Ruck straff auf und sagte hart: „Ich habe keinen Sohn!“

„Ihr einziger Sohn!“ Ich schrie es fast.

Da sank er zusammen, seine Brust arbeitete heftig und mit Tränen im Auge sagte er leise: „Wenn die Säule singt, dann ist er frei! Frei von Schuld und freigesprochen.“

Eine entsetzliche Pause trat ein.

Es wurde dämmerig. Die Sonne verschwand hinter den Bäumen des Waldes.

Als die letzten Strahlen noch einmal emporzuckten, beugte sich der alte Herr herab, preßte sein Ohr gegen die Säule, seine breite Brust arbeitete gewaltig, sein ganzer

Körper zitterte. Ich umschlang ihn, er sank mit einem Lächeln auf dem Antlitz nieder.

Er umklammerte mich: „Sie klingt und singt — die Säule singt, Herr — hören Sie, die Säule singt!“

Dann brach er ganz zusammen am Fuße des alten Monuments. Ich hielt seinen Kopf: „Herr Doktor —! rief ich.“

Er atmete einige Male schwer, dann sank der Kopf zurück gegen die Säule. Die Lippen bewegten sich, ich konnte nur die Worte verstehen: „— freigesprochen!“

Als wir in später Abendstunde die Leiche nach Hause brachten, war vom Verteidiger ein Telegramm eingelaufen: „Verhandlung vertagt, Sohn Beobachtung Geisteszustandes Anstalt überwiesen.“

Ein halbes Jahr später ist Fritz dort in völliger geistiger Unmachtung an Lungentuberkulose gestorben. Als ich die Todesanzeige von seiner Schwester erhielt, fielen mir die Worte ein, die er damals gesagt: An der „singenden Säule“ habe ein finsternes, mitleidloses Geschick Jung-Siegfried gefällt, und an ihnen, an seinem Vater und an ihm, werde der alte Fluch, der auf dem finsternen Wahrzeichen seit uralten Zeiten ruhe, sich erfüllen.

Sport und Spiel, Humoristisches und Rätsel

Körperliche Erziehung und Deutschlands Wiederaufstieg.

Von Dr. Marešky, M. d. R.

Die Pflege von Leibesübungen hatte auch vor dem Kriege in Deutschland nicht den gleich hohen Stand erreicht wie in England, Amerika und in den nordgermanischen Ländern. Dieser Mangel war bisher durch die allgemeine Dienstpflicht, die in Deutschland als dem klassischen Lande militärischer Erziehung besonders muster-gültig durchgeführt war, ausgeglichen worden. Der Friedensvertrag hat die allgemeine Wehrpflicht, die sich unsere Feinde wohlweislich vorbehalten haben, für Deutschland beseitigt. Damit ist die Schule körperlicher Stählung und männlicher Willensbildung geschwunden, die in uns Deutschen, die nicht nur für den Kriegsdienst, sondern auch für den wirtschaftlichen Kampf erforderlichen leiblichen und moralischen Eigenschaften auf das wirkungsvollste ausgebildet hatte. Es gilt Ersatz zu schaffen, wenn das deutsche Volk nicht ebenso wie auf politischem Gebiet auch wirtschaftlich und kulturell von seinen Gegnern aus dem Felde geschlagen werden soll.

Der geeignetste Weg, der sich zu diesem Ziele zeigt, ist, die körperliche Ausbildung durch Turnen, Sport und sonstige Leibesübungen planmäßig so auszugestalten, daß das ganze Volk davon erfaßt wird und die Einwirkung auf den einzelnen so systematisch und nachdrücklich wird, daß eine körperliche Höherentwicklung des gesamten Volkes erreicht wird.

Diesem Ziele müßten wir in Deutschland um so tatkräftiger zustreben, als uns durch den Friedensvertrag

und die Pläne unserer Feinde die Möglichkeiten wirtschaftlicher Aufwärtsentwicklung außerordentlich beschränkt worden sind. Die Bedingungen des Friedensvertrages und die Fesseln der aus dem Friedensvertrag hervorgegangenen Abmachungen und Diktate, insbesondere des letzten Ultimatums, sind so eng und lähmend, daß wir selbst bei größter Arbeitsleistung bis auf weiteres ein wirtschaftlich begütertes Volk nicht mehr werden können. Dazu kommt, wie die Erfahrungen in Deutschland mit den Folgeerscheinungen eines schnell erworbenen Reichtums vor dem Kriege gezeigt haben, daß im wirtschaftlichen Wohlstand Glück und Größe eines Volkes besonders schwer gefährdet sind.

Was uns unsere Feinde trotz allem Haß und ungeachtet der fein ausgeklügelten Überwachungsmaßnahmen nicht verbieten können, ist, daß wir das Volksvermögen, das wir in den Leibern und Seelen unserer Volksgenossen selbst besitzen, so pfleglich behandeln, wie wir es mit den uns verbliebenen Mitteln nur irgend tun können. Deswegen wollen wir in erster Reihe unsere Kraft darauf verwenden, ein gesundes und

tüchtiges Geschlecht heranzuziehen. Mit drei Turnstunden in der Woche ist das aber nicht abgemacht. Wie hier vorgegangen werden muß, das haben uns die deutschen Turn- und Sportverbände, vor allem aber der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen, klargestellt. Es ist beschämend, daß alle Forderungen, die diese Stellen seit Jahren erhoben haben, nunmehr zuerst in Frankreich durch ein Gesetz verwirklicht werden. Frankreich, das seine Volkskraft schon lange

Wir bitten die
sportlichen Vereinigungen
der Werke und Hütten der Selsenkirchener
Bergwerks-A.-G. und der Deutsch-Luxem-
burgischen Bergwerks- u. Hütten-A.-G. um
Photographien
ihrer Veranstaltungen, Wettspiele, Mann-
schaften usw. zur Veröffentlichung
im „Werk“.

Anschrift: An die Monatschrift „Das Werk“,
Düsseldorf, Königsallee 53.

Jahre vor dem Kriege hinschwinden sah, und dessen Besorgnisse durch die Angst vor den möglichen Folgen seines schmählichen Verhaltens gegenüber dem arglistig entwaffneten Deutschland noch wesentlich vermehrt worden sind, ist uns vorausgegangen und steht im Begriff, eine gesetzliche Pflicht zur körperlichen Ausbildung für alle Franzosen einzuführen.

Um nur einiges herauszugreifen, was unbedingt geschehen muß, um das Volk körperlich zu ertüchtigen, so sei daran erinnert, daß es ein selbstverständliches Gebot jeder vernünftigen Erziehung, insbesondere auch der von uns bewunderten klassischen Erziehung Griechenlands gewesen ist, daß die Jugend neben der täglichen geistigen Ausbildung auch täglich Leibesübungen vornehmen muß. Die tägliche Turnstunde in der Schule, die sogar von der Reichsschulkonferenz als das zu erstrebende Ziel bezeichnet worden ist, muß unverzüglich eingeführt werden, und kein Jugenderzieher sollte sagen, daß die Forderung der täglichen Turnstunde vorläufig hinter Wichtigerem zurückstehen müßte. Ferner ist es aber notwendig, daß dem Turnen in der Schule durch Einführung von Leistungsprüfungen, Zeugnissen und Vorrechten für hervorragende Leistungen, wie alles das das französische Gesetz vorsieht, ein höherer Grad von amtlicher Wertschätzung verschafft wird. Der Turnpflicht in der allgemeinen Schule hat sich die Pflicht zur körperlichen Ausbildung in der Fortbildungsschule und nach vollendeter Schulzeit in anerkannten Turn- und Sportvereinen anzuschließen.

Eine der materiellen Voraussetzungen für eine solche großzügige Förderung der Leibesübungen in Deutschland ist die Bereitstellung von ausreichenden Spiel- und Sportplätzen. In Frankreich ist auch das vorgesehen. In Deutschland hat der damalige Finanzminister Wirth erklären lassen, daß er sich bisher nicht in der Lage gesehen habe, für die vom Reichsminister des Innern in Aussicht genommene Regelung der Spielplatzbeschaffung Mittel zur Verfügung zu stellen. Deutschland wird allerdings für vieles, was bisher als notwendig angesehen wurde, künftig die Mittel nicht mehr haben. Die wenigen Mittel aber, die erübrigt werden können, müssen in allererster Reihe dafür bereitgestellt werden, unser Volk gesund und körperlich tüchtig zu erhalten. Diese Notwendigkeit ist die Grundlage von allem andern. Kann sie nicht erfüllt werden, so ist es sinnlos, für das Dasein unseres Volkes zu leben und zu kämpfen.

(Köln. Btg.)

Deutsche Kampfspiele 1922.

Der 1. Vorsitzende des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen, Staatssekretär Dr. Lewald, läßt folgende Einladung ergehen:

Der Deutsche Reichsausschuß für Leibesübungen mit den in ihm vereinigten deutschen Turn- und Sportverbänden veranstaltet im Jahre 1922 die ersten Deutschen Kampfspiele.

In edlem Wettkampf wird die Jugend auf allen Gebieten der Leibesübungen um den Siegespreis ringen.

Willkommen sind alle Deutschen ohne Rücksicht der Staatsangehörigkeit als Teilnehmer und Zuschauer. Zwei Wochen hindurch, in der Zeit vom Sonntag, den 18. Juni, bis Sonntag, den 2. Juli 1922, werden die Wettkämpfe im großen Berliner Stadion und in anderen Sportstätten der Reichshauptstadt vor sich gehen.

Eine Winter-Sportwoche vom 21. bis 29. Januar 1922 in Garmisch-Partenkirchen wird vorangehen.

In diesen Spielen soll sich der nationale und kulturelle Gedanke, der den alten griechischen Olympischen Spielen zugrunde gelegen hat, mit neuem, mit deutschem Leben erfüllen. Wie sie, sollen die Spiele alle vier Jahre wiederkehren.

Gerade die Not der Zeit führt uns dazu, heute die alte Sehnsucht unserer Führer nach großen deutschen Kampfspielen zu verwirklichen. An dem von ihnen ausgehenden Einfluß soll die deutsche Jugend wieder gesunden.

Solange wir an deutscher Art und deutschem Volksbewußtsein festhalten, werden wir nicht untergehen. Deutscher Geist und deutsche Kraft werden sich wieder zu lichter Höhe emporarbeiten. Das deutsche Volk, getrennt durch Gegensätze politischer Anschauungen und durch künstliche Landesgrenzen, muß sich innerlich wieder zusammensuchen. Wir gehören zueinander und wollen uns dessen bewußt bleiben.

Im Sinne dieser inneren Gemeinschaft sollen die ersten Kampfspiele alle die vereinen, die deutsch denken und deutsch fühlen. Unabhängig von Landeszugehörigkeit, von politischer Richtung, von turnerischer und sportlicher Verbandsmitgliedschaft, werden die Kampfspiele das Volksfest aller Deutschen sein.

So rufe ich namens des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen alle deutschen Turn- und Sportfreunde, aber auch alle deutschen Künstler und Kunstfreunde, die den innigen Zusammenhang der Kunst mit den Kampfspielen verstehen, ja alle, die ein Herz haben für die Pflege und Erhaltung unseres Volkstums, wo sie auch leben, zur Teilnahme auf.

Wer nur immer zu den deutschen Kampfspielen 1922 die Reise nach Berlin ermöglichen kann, soll uns freudig willkommen sein; er möge das Seine dazu beitragen, auf daß Zeugnis gegeben werde von der unverwundbaren Kraft unserer Jugend, von dem unverwundbaren Quell der Liebe zu Heimat und Vaterland.

In dieser Zuversicht ergeht unsere herzliche Einladung. Auf zu den deutschen Kampfspielen 1922 nach Berlin!



Wandern und Bergsport.

Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. F. A. Schmidt erteilt die folgenden Ratschläge in dem Joeben in der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur- und Geisteswelt“ erschienenen Bändchen „Wie erhalte ich Körper und Geist gesund?“

Welch erfrischende Wirkung das Wandern in Flur und Wald, durch Täler und über Bergeshöhen für Körper und Geist besitzt, welche reichen Schätze für das Gemütsleben die Freude an der schönen Natur draußen in sich birgt, bedarf keiner weiteren Ausführung. Nur einige gesundheitliche Hinweise über den rechten Betrieb des Wanderns seien hier gegeben.

Im Gegensatz zum bloßen Spaziergange, der zweifellos eine gesundheitliche nützliche Erholung von der Alltagsarbeit darstellt, handelt es sich bei einer eigentlichen Wanderung, mag sie nur eine Halbtags- oder eine Tageswanderung sein, immer um eine mehr oder weniger eingreifende Leistung, eine rechte Dauerübung. Soll sie ihre wohltätige Einwirkung auf den Körper nicht einbüßen, so darf sie nicht durch Überdauer die Marschfähigkeit der Teilnehmer überschreiten und zu den Folgen starker Allgemeinerermüdung führen. Es ist selbstverständlich dabei ein großer Unterschied, ob einer marschgeübt ist und häufiger wandert, oder ob einer, längere Zeit jeder



„Düsseldorfer Sportklub 1899“ gegen „Södrtsföreningen Ramraterna Malmö“ am 18. Juni 1921

körperlichen Übung entfremdet, sich plötzlich eine starke Leistung auferlegt. Die beste Tageszeit für eine längere Wanderung, namentlich wenn sie sich über mehrere Tage erstreckt, ist der frühe Morgen, wo man am frischesten zur Wanderung ist. Unmittelbar nach der Mittagsmahlzeit soll man sich keine Marschleistungen zumuten.

Der Marsch ist hier und da durch Marschpausen zu unterbrechen, namentlich in der ersten Stunde nach dem Aufbruch, wenn Schmerzen am Schienbein eine Entspannung der Muskeln nötig machen. Diese Marschpause soll man aber — namentlich gilt das für Bergsteigen — im Stehen zubringen, um so wieder frische Kraft und ruhigen Atemgang, der bei steilerem Anstieg immer sehr schnell anwächst, wiederzugewinnen. Niedersitzen während des Marsches und des Steigens macht nach dem Wiederaufrichten nur geneigter zur Ermüdung — eine alterprobte Wandererfahrung! Bei längerem Marsche beginne man niemals von vornherein in lebhaftem Schrittmaß, sondern beginne gemächlich und laufe sich erst allmählich in schnellere Gangart ein. Andauernd langsames, schleppendes Zeitmaß beim Wandern ermüdet weit mehr und weckt weit eher Ruhebedürfnis als frisches, wenn auch nicht überhastetes Ausschreiten. Beim längeren Bergsteigen gilt allerdings die Regel, langsam, aber stetig zu gehen, jede Rast zu meiden oder höchstens nur kurz einmal stehen zu bleiben und sich zu verschauen. Als Bekleidung ist bei einem längeren Marsch in erster Linie gut sitzendes, bequemes, schon etwas ausgetretenes Schuhwerk nötig. Nur nicht in neuen Stiefeln marschieren! Im übrigen sei die Kleidung bequem, nirgendwo beengend und der Witterung angemessen.

Was die Erfrischung mit Speise und Trank betrifft, so sei vorab bemerkt, daß gutes Trinkwasser, in mäßiger

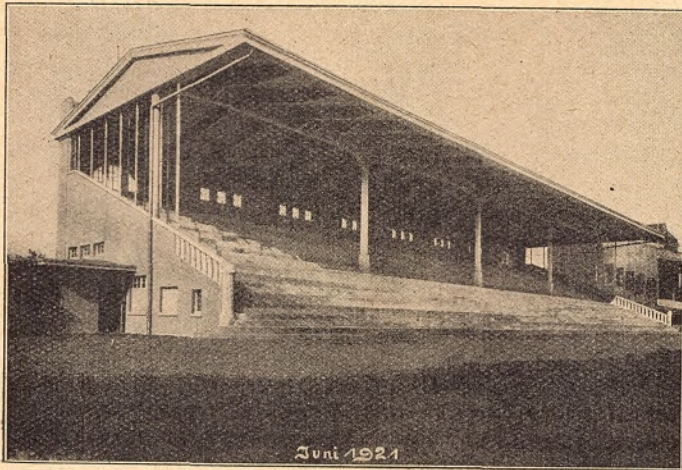
Menge genossen, beim Marsche nie schädlich ist. Ist das Trinkwasser sehr kalt, so warte man mit dem Trinken wenigstens so lange, bis nach einem Halt von 5 bis 10 Minuten Atmung und Herzschlag sich genügend beruhigt haben. Nächst gutem Quellwasser ist kalter Kaffee oder Tee oder eine Lösung von Zitronensäure oder Zucker am meisten zu empfehlen und zum Mitführen in der Feldflasche geeignet. Von alkoholischen Getränken ist allenfalls während des Marsches ein leichter Landwein mit Wasser verdünnt — für einen drei- bis vierstündigen Marsch im ganzen gegen 300 Gramm — unschädlich. Wer ohne das auskommt, fährt noch besser. Jedenfalls wirkt Alkoholgenuß nach anfänglicher kurzer Anregung lähmend und beeinträchtigt die Muskelkraft. Namentlich sei vor Biergenuß beim Wandern gewarnt. Ein Liter Bier enthält schon 35 Gramm, $\frac{1}{2}$ Liter 17,5 Gramm Weingeist. Ganz und gar zu verwerfen ist Schnaps in jeder Form. Die Nahrung bei längeren Marschen sei gehaltvoll, aber von mäßiger Menge. Namentlich taugt ein reichliches Mittagsmahl nicht für stramme Fußwanderung.

Bei mehrtägigen Wanderungen ist die Fußpflege besonders wichtig: abends Abreiben der Füße mit kaltem Wasser; bei Fußschweiß Einpudern mit Salizyl- oder Vasenolstreupulver usw. ist notwendig. Das lästige Wundwerden (sog. Wolf) zwischen den Oberschenkeln und am Damm ist am besten zu beseitigen durch Abwaschen mit überfetteter Seife, dann Abreiben mit Spiritus zum Trockenlegen und Überstreichen mit einer Salbe aus Talg, der etwas Perubalsam oder Benzoe-harz beigemischt sein kann.

Tiefere eingreifend sind die Wanderungen im Hochgebirge. Hier kommt zu der erhöhten Atem- und Herz-tätigkeit noch hinzu der Einfluß der verdünnten Höhen-



Momentbilder aus dem Schlussspiel um die deutsche Fußballmeisterschaft



Die neue Tribüne der Düsseldorf-Rennbahn.

luft, die Einwirkung des Sonnenbrandes und die starke Belegung und Erregung des Nervensystems, die teils hervorgerufen werden durch die mächtigen Natureindrücke in der erhabenen Einsamkeit und Majestät des Hochgebirges, teils durch die Regungs- und Kampfesfreudigkeit, die erforderlich ist, um die Schwierigkeiten, Mühsale und nicht selten auch Gefahren einer Hochtour zu überwinden.

*

Fahrpreisermäßigung für Sportvereine.

Auf verschiedene Anfragen teilen wir folgende Veröffentlichung mit: „Die Fahrpreisermäßigung für die jugendlichen Mitglieder der Sportvereine ist vom Reichsverkehrsminister bewilligt worden. Die Verfügung erstreckt sich auf sämtliche Staatseisenbahnen (Ring-, Vorort- und Fernverkehr) bis zur Grenze von 75 Kilometer. Mindestteilnehmer 10 Personen (bis 20 Jahre) und ein Begleiter; Höchstzahl 200 jugendliche Reisende. Die vierte Wagenklasse darf benutzt werden. Die Ermäßigung beträgt vorläufig 50 Prozent. Die Formulare hierzu sind auf der Abfahrtsstation einzufordern und die Anzahl der Teilnehmer einige Tage vorher anzumelden. Sollte seitens der Abfahrtsstation eine Beglaubigung oder Befürwortung des Antrages gefordert werden, so ist eine solche von den Bezirken auszustellen.“ Falls die betreffenden Dienststellen der Eisenbahnverwaltung Schwierigkeiten machen sollten, verweise man auf den Erlaß des Reichsverkehrsministers vom 14. Dez. 1920, gezeichnet E. V. p. 56 Nr. 1235.

*

Die Rennen des Mülheim-Duisburger Rennvereins vom 19. v. M. hielten, was man von ihnen erwartet hat: guter Sport auf der ganzen Linie.

Im Begrüßungsrennen zeigte sich Narew seinen Konkurrenten glatt überlegen. Dieser Fuchshengst, der inzwischen auch in Düsseldorf am 26. v. M. den Preis von Buldern gewonnen hat, ist zurzeit gut in Form.

In den beiden Hauptrennen, dem Preis vom Weizenturm, für dreijährige Pferde, gewann der braune Hengst Zarock verhalten, in dem Kahlenberg-Jagdrennen konnte der gute Wallach Laß doch bekannte Pferde wie Radulesti und Osterhase hinter sich lassen.

*

Der zweite Tag schloß sich dem ersten würdig an, auch hier gute Felder und spannende Endkämpfe.

Den Preis von Hartenfels gewann Schneerose, nachdem sie am Sonntag auch sehr gut gelaufen war. Der brave und stets ehrlich laufende Lodsienele wurde zweiter. Im Ruhrtal-Jagdrennen wurde Pläswitz erster.

Cizo und Wichard machten im Preis von Oppspring totes Rennen.

Das Westdeutsche Hürdenrennen sah erwartungsgemäß Opanke als Sieger. Diese dunkelbraune Stute der Gräfin A. Ostheim wird noch mehr wie ein Rennen gewinnen.

Den Duisburger Ausgleich holte sich Trajova, zweifellos das beste Pferd im Felde.

Das Streithof-Jagdrennen gewann der alte Parma gegen Kößchen und Dörchen. Dieser Fuchs-Wallach von Pardou aus der Palme ist eines der wenigen Pferde, die stets zuverlässig sind und ehrlich gehen.

Das letzte Rennen, den Sommer-Ausgleich, gewann der alte Poppleton und brachte so seinem Besitzer einen Zuschuß zum Winterhafer.

Mülheim-Duisburg hat sich eine neue Tribüne zugelegt und Wegeverbesserungen, die dringend notwendig waren, vorgenommen.

*

[Düsseldorfer Renntage am 27. und 29. Juli 1921.]

Die Besucher der Düsseldorf-Rennbahn waren nicht wenig erstaunt, an Stelle der abgebrannten Tribüne einen so wundervollen neuen Betonbau vorzufinden. Diese zweite Tribüne ist wohl die schönste in ganz Westdeutschland. Auf ihr finden 2500 Zuschauer Platz und jeder hat freie Aussicht auf die Rennbahn, ganz gleich, wo er steht (siehe Bild).

Der Sonnengott hatte es am ersten Tage gut gemeint. Für Düsseldorf war es ein Rekordtag, sowohl was Sport anbetraf, als auch Kasse.

Von den einzelnen Rennen seien nur erwähnt:

Den Preis von Mydlinghoven gewann Mentor II in glänzendem Stil, während das zweite Hauptrennen, das Düsseldorfer Jagdrennen (ein sehr schöner Ehrenpreis und 30 000 Mark) an Meiners Fuchsstute Harangod fiel.

Das Lauvenberg-Hürdenrennen gewann Glücksburg. Der zweite Tag brachte bei ausgezeichnetem Besuch nicht die starken Felder des ersten Tages, weil die Bahn zu trocken war.

Alles in allem zwei schöne Renntage, die dem veranstaltendem Verein alle Ehre machten.

A. R.

Der Boxkampf Carpentier-Dempsey.

Carpentier wurde in dem Boxkampf um die Schwergewichts-Weltmeisterschaft in der vierten Runde von Dempsey niedergeschlagen und ausgezählt.

In Paris war am Tage des Boxkampfes die Aufregung unbeschreiblich. (!) Alle Leute stehen auf der Straße in Erwartung der Nachrichten. Um $\frac{3}{4}$ 9 Uhr haben Luftfahrzeuge Paris überflogen und weiße Lichter geworfen. Das war das Signal für den amerikanischen Sieg. Die Niederlage des französischen Champions Carpentier wird sehr tief (!) empfunden. Ungeheure Summen waren auf ihn gewettet worden.

Vorerst also bleibt die Boxmeisterschaft für Schwergewicht Amerika, das sie schon Jahrzehnte besitzt. Ihre Inhaber waren Weiße und Schwarze. Das Schmerzensgeld für Carpentier betrug 200 000 Dollar; der Sieger bekam 300 000 Dollar, also Summen, die nach unserem Geld Millionenwerte darstellen.



Zu der vorstehenden Notiz haben wir einiges zu sagen: So gern wir die Bedeutung des Sports für die körperliche Gesundung und Erstartung des deutschen Volkes, namentlich der deutschen Jugend anerkennen und seine Pflege im Rahmen unserer Monatschrift fördern wollen, so sehr verurteilen wir seine Auswüchse. Wir haben in den obigen Zeilen nicht etwa für den Boxkampf Interesse erwecken wollen, sondern wir hoffen vielmehr, daß der gesunde Sinn der deutschen Sporttreibenden sich gegen derartige Auswüchse wendet. Ist es nicht traurig, wenn in unserer schweren Zeit große Völker diesseits und jenseits des Ozeans für einen so nebensächlichen Vorgang, für ein solch rohes Gebaren mehr Interesse zeigen, als für wirtschaftliche, soziale, kulturelle Fragen? Ist es nicht traurig, daß Menschen ihren Körper zu tierischer gegenseitiger Verprügelung hergeben für Geld? Ist es nicht beschämend, daß solche Roheiten noch dazu verherrlicht werden? Wir hoffen,

daß unsere Jugend und die deutschen Männer einen anderen Begriff von Sport haben: den, daß er in edlem Wettstreit und in schöner Form Körper und Geist stärken möge. In diesem Sinne werden wir immer gern für die Pflege der Leichtathletik, des Turnens, Wanderns, Schwimmens, des Ruderns, Segelns und des Fußballspiels eintreten, aber über Boxkämpfe werden wir nie mehr berichten. Wir hoffen, daß unsere sporttreibenden Leser mit uns der Ansicht sind: Der deutsche Sport muß von Verrohung rein gehalten bleiben!

Schriftl. des „Werk“

Humoristisches.

Ein Fremder steht auf dem Düsseldorfer Marktplatz und beseht sich die alten Gebäude.

Fremder: Was ist das für ein Gebäude?

Marktfrau: Dat is dat Rathaus.

Fremder: Alt, aber sehr schön. Wieviel Leute arbeiten wohl da drinnen?

Marktfrau: O, die Hälfte!

(Es gibt nämlich zwei Rathäuser in Düsseldorf, der Fremde aber verstand die Antwort anders!)

Rätsel.

1. Sohn, Vater und Großvater zählen zusammen 111 Jahre. Der Vater ist 24 Jahre älter als der Sohn und 30 Jahre jünger als der Großvater. — Wie alt ist jeder?
2. Die Erste ist hoch, die Zweite voll Kraft, Das Ganze tief in der Erde schafft.
3. Wer dem Feind vergibt und gar ihm Gutes tut, ist die ersten Beiden — ein guter Christ; eine Farbe meine dritte Silbe ist, das Ganze schmückt des Tirolers Hut.

Auflösung der Rätsel in Heft 3:

1. Ratte, rette, Ritte, Rotte.
2. hohl, kohl, wohl.
3. Luft, Dufst, Schuft, Rluft.

Büchermarkt.

Technischer Selbstunterricht für das deutsche Volk. Briefliche Anleitung zur Selbstausbildung in allen Fächern und Hilfswissenschaften der Technik. Herausgegeben von Karl Barth. Verlag R. Oldenbourg, München und Berlin. Brief 1 und 2. Das Werk erscheint in 4 Bänden von insgesamt 18 Briefen zu je 6 Mark.

Das Bedürfnis nach Selbstunterricht ist in der Technik in vielleicht noch höherem Grade gegeben, als in irgendeinem anderen Zweige menschlicher Tätigkeit. Auch der Andrang zu technisch-wissenschaftlichen Vorträgen, Abendkursen und dergleichen zeigt das starke Bedürfnis. Alle diese Leute, die sich in ihrem Fach weiterbilden möchten, würden gern noch größere Anstrengungen machen, wenn sie könnten. Zum Besuche einer Fachschule müßten sie aber ihren Beruf längere Zeit unterbrechen. So wird ein Buch oder richtiger eine Folge von Unterrichtsbriefen von vornherein auf sein Publikum rechnen können.

Die beiden vorliegenden Lehrbriefe sind vielversprechende Anfänge und das Werk ist, wenn es so fortfährt, ernst zu nehmen. Eine kurz gefasste Einführung eröffnet den ersten Brief, Mathematik und Chemie sind die ersten Unterrichtsgegenstände. Die Erläuterungen und Anleitungen sind kurz und klar. Die Lösungen der Aufgaben werden spätere Briefe bringen. Ein Anhang „Allerlei Wissenswertes“ soll eine Erholung nach der strengen Arbeit, aber doch auch eine Fortbildung sein. Der zweite Lehrbrief baut Mathematik und Chemie weiter aus.

Fritz Mielert: Das schöne Westfalen. I. u. II. Mit 105 Bildern und einleitendem Text. Verlag Fr. W. Ruhfus, Dortmund.

Dem ersten Band seiner heimatkundlichen Veröffentlichung hat der Verlag jetzt in der gleichen gefälligen Ausstattung einen zweiten folgen lassen. Band I schildert das Münsterland, die Dortmunder Gegend, Lippstadt, Paderborn und das Sauerland in prächtigen Bildern und lesenswertem Text. Band II umfaßt in wohl gelungenen photographischen Wiedergaben in der Hauptsache die landschaftlichen und architektonischen Schönheiten und Eigentümlichkeiten des Landstrichs zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald, des Wesertals, des Sauerlands und eines Teils des Industriegebiets.

Das Saargebiet in Wort und Bild. Verlag Gebr. Hofner, Saarbrücken.

Das Land an der Saar ist deutsches Land, schönes Land und reiches Land. Zu den treuesten Söhnen des deutschen Vaterlandes zählen seine Männer. Ein gewaltiges Wirtschaftsleben erfüllt die weiten, waldigen Täler. Nun, da das Land auf lange Jahre von dem Reich getrennt ist, fühlen wir anderen erst, was es uns einst war, was es uns wieder sein wird. Das vorliegende, mit zahlreichen Bildern geschmückte Werk und mit einem erläuternden Text vermittelt auch denen, die dieses seit Jahrhunderten von den Franzosen begehrte Gebiet nicht kennen, eine packende Vorstellung von seiner Schönheit und seinem Wert.

Unsere Kunstbeilage (Titelbild) „Industrie“ ist nach einer Zeichnung des Düsseldorfer Künstlers W. Herberholz wiedergegeben.

Das Bild auf Seite 19 ist eine Aufnahme der Rhein. Lehranstalt für Photographie, Dr. Erwin Quedensfeldt, Düsseldorf.

Rheinische Union, Düsseldorf. — Verantwortlicher Herausgeber: Otto Reich-Balgeim, Düsseldorf. — Druck: A. Bagel, Düsseldorf